MERKWÜRDIGKEITEN AUS DER NATUR- UND KUNSTGESCHICHTE, AUS DER...





Wasserfall der Sierning im Thale bey Buchberg.

Merkwürdigkeiten

aus der

Natur- und Kunstgeschichte,

aus der

Länder- und Völkerkunde,

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Als

Fortsetzung der Auswahl vorzüglicher Merkwürdigkeiten ꝛc.

Grätz,
gedruckt und verlegt bey Joh. Andr. Kienreich.
1809.



Vorrede.

Wenn man bedenkt, welchen reichen Stoff zu Betrachtungen uns die Dinge um uns her darbiethen; wie sehr sie unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen und unsere Wißbegierde reitzen: so wird man es dem Herausgeber dieser Schrift nicht verargen, daß er es wagt, die Anzahl ähnlicher Schriften mit einem neuen Beytrage zu vermehren. Er glaubet, daß die Gegenstände, deren Darstellung er

gewählet hat, vorzüglich dazu geeignet sind, dem Leser eine angenehme Unterhaltung und nützliche Belehrung zu gewähren. Hat er diese Absicht erreichet, so ist sein Wunsch vollkommen erfüllt.

Inhalt.

Seite.

Seite.

Seite.

Seite.

Seite.



I.

Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte.

1.

Die Siegelerde.

Von der in dem Griechischen Archipel liegenden Insel Stalimene, welche vor Alters Lemnos genannt wurde, dachten die Poeten, daß Vulkan, als er vom Jupiter aus dem Olymp geworfen wurde, seine vorzüglichste Werkstatt hier errichtet habe. Der Schwefel und der Alaun, wovon die Insel einen sehr großen Ueberfluß hat, und noch mehr ein feuerspeyender Berg, der aber ausgebrannt hat, haben vermuthlich zu dieser Fabel Gelegenheit gegeben.

Was diese Insel vorzüglich merkwürdig macht, ist eine feine röthliche Thonerde, die hier gegraben wird, und die den Nahmen Siegelerde führt. Sie wurde ehedem allgemein für ein untrügliches Mittel wider alle ansteckende Krankheiten und Vergiftungen gehalten, wird aber gegenwärtig nur noch allein im Morgenlande als ein solches gebraucht; denn in den Abendländern hat man ihr schon lange diese so gerühmte Heilkraft abgesprochen. Sie führt den Nahmen von den Figuren, die man ihr, nachdem man sie in kleine Massen geformt hat, aufdrückt. Vor alten Zeiten wurde sie mit vielen gottesdienstlichen Ceremonien ausgegraben; heut zu Tage sind solche aber abgeschafft, und man verfährt dabey auf folgende Art.

Die Vornehmsten auf der Insel, so wohl Türken als Christen, und die Griechische Geistlichkeit versammeln sich an einem bestimmten Tage des Jahres, und begeben sich in Procession nach dem Hügel, wo die Siegelerde gegraben wird, und wo man sich einbildet, daß der bekannte Fall des Vulkan geschehen sey. Wenn sie ganz oben auf dem Hügel gekommen sind, fangen fünfzig Mann an zu graben, bis sie die Ader der Erde finden. Die Priester füllen alsdann verschiedene Säcke damit voll, und überliefern solche den vornehmen Türken, die über die Insel gesetzt sind. Wenn sie so viel gesammelt haben, als auf das ganze Jahr

nöthig ist, so wird die Ader wieder verschüttet und der größte Theil nach Constantinopel gesandt, das übrige aber an Kaufleute verhandelt. Den Einwohnern ist bey Lebensstrafe verbothen, diese Erde zu graben, oder sie aus dem Lande zu führen.

Wenn sie ausgegraben ist, wird sie in kleine runde Täfelchen, zwey Drachmen schwer, geformt. Als einen Beweis ihrer außerordentlichen Heilkraft erzählen die Einwohner, daß Philoctet, als er mit einem giftigen Pfeile in den Fuß verwundet wurde, in wenig Tagen mit dieser Erde geheilet worden sey. Außer dem Morgenlande macht man von dieser Erde bey Vergoldungen hölzerner Sachen, und in Farbenmischungen Gebrauch.

2.

Die Muschel.

Es gibt ein Thier, sagt Fontenelle, das übel gestaltet ist, in dem Meere, in fließenden Wässern und in Teichen sich aufhält, seine Nahrung durch den Hintern zu sich nimmt, durch den Hintern athmet, weder Pulsadern noch Blutadern hat, und in welchem kein Umlauf der Säfte zu verspüren ist; welches sich ohne Beyhülfe eines andern Thieres seiner Art vermehrt, und ganz allein Vater und Mutter seiner Jungen ist. Dieses bewundernswürdige

Thier ist die Muschel, die man so oft sieht, und wenig kennt.

Ihrem äußerlichen Baue nach sollte man glauben, daß sie keine andere Bewegung hätte, als diejenige, die sie von dem Wasser erhält, worin sie lebt; allein sie kann recht gut fortkommen. Die Art, wie sie dieß bewerkstelliget, ist ganz besonders. Sie legt sich auf die platte Seite ihrer Schale, streckt etwas fleischiges, das wie eine Zunge gestaltet ist, heraus, und das man wegen des Gebrauchs Beine oder Arme nennen könnte. Dieses Werkzeuges bedient sie sich, den Sand oder Schlamm der Bäche auszugraben. Indem sie dieses thut, neigt sie sich unvermerkt auf die Seite, so daß sie endlich auf dem scharfen Theile der Schale sich befindet, den Rücken in die Höhe gekehrt. Nach und nach rückt sie mit dem Kopfe fort, den sie andrückt, um die Schale an sich zu ziehen. Diese Bewegung wiederhohlt sie so oft, als es ihr beliebt, von einem Orte zum andern sich zu begeben. Auf diese Art zeichnen die Muscheln unregelmäßige Spuren ihres Ganges, welche zuweilen drey bis vier Ehlen lang sind, und in welchen sie halb eingegraben sind. In den Bächen, wo es viele Muscheln gibt, kann man zur Sommerszeit viele dergleichen Spuren sehen. Dieß ist die gewöhnliche Weise, wie die Muscheln ihre Nahrung suchen, und bald da bald dorthin sich begeben, indem sie sich mit

der Schärfe ihrer Schale durch die Erde durcharbeiten, und dabey immer den Rücken in die Höhe halten. Diese hohlen Gänge dienen den Muscheln sich anzustemmen, und indem sie die Erde zugleich dabey aufwühlen, so haschen sie ohne Zweifel einige Fischeyerchen, oder andere kleine Nahrungsmittel, davon sie leben.

Außer dieser fortschreitenden Bewegung haben die Seemuscheln noch eine besondere Art sich anzuhängen und fest zu halten. Sie stoßen grobe Fäden in der Dicke eines starken Haares, höchstens drey Zoll lang, aber zuweilen 150 an der Zahl aus sich heraus. Mit diesen ergreifen sie das, was um sie herum ist, und öfters selbst die Schalen anderer Muscheln. Dieser Fäden, die nach allen Gegenden geworfen werden, bedienen sie sich als Seile, woran sie sich halten. Wenn man sie der Muschel wegnimmt, so besitzt sie die Kunst, wieder andere zu spinnen. Man trifft öfters noch ganze Büschelchen davon auf den Schalen an, welche die Köche wegschneiden, wenn sie dieselben zubereiten wollen.

Die Seemuscheln sind für diejenigen, welche sie lieben, von einem ganz guten Geschmacke. Man muß die feinen, zarten und wohlgenährten wählen. Ihr Fleisch befördert die Oeffnung, gibt aber nicht viel Nahrung, und ist nur für diejenigen, die einen guten Magen haben: doch müssen auch diese die Muscheln mit

Mäßigkeit genießen; denn sie sind schwer zu verdauen, und erzeugen zähe Säfte. Man hat verschiedene Beobachtungen, welche beweisen, daß die Muscheln gewissen Krankheiten unterworfen sind, welche sie giftig, und daher ihren Genuß gefährlich machen. Einigen Personen haben sie Beängstigungen, Convulsionen, Ausschläge auf der Haut verursachet. In dergleichen Fällen sind Brechmittel und Gegengifte am sichersten zu gebrauchen.

Der größte Muschelfang ist in der Nordsee, aus welcher sie in die Seestädte von Holland, England und Deutschland verführt werden. Es wird fast das ganze Jahr hindurch ein Handel damit getrieben, aber besonders in den Herbst- und Wintermonaten, vom October an bis in den März. Man zieht die großen Muscheln den kleinern vor. Die Kieler Muscheln sind wegen ihrer Größe berühmt. Die von Eckelföhrde im Herzogthume Schleßwig werden für die besten gehalten.

3.

Das Murmelthier.

Das Murmelthier hält sich bloß auf den höchsten und unzugänglichsten Gebirgen auf, sonderlich in den kleinen Thälern, welche steile Gebirge und die nadelförmigen Felsenspitzen zwischen sich lassen. Es zieht die West- und

Südseite, als die sonnenreichste Felsenfläche, den übrigen vor, und vermeidet mit Sorgfalt alle feuchten Plätze. Es verläßt gegen den Frühling das beeisete Winterquartier, worin es bis dahin erstarrt lag, und sucht seinen Unterhalt auf den Mittelhöhen. Mit dem Sommer besteigt es wieder die obersten Höhen, um die Einsamkeit eines Steinhaufens oder einer Höhle zu gewinnen, und sich gegen die ungünstige Witterung und die Nachstellungen in Sicherheit zu setzen.

Seine Nahrung sind Kräuter und Wurzeln, so lange es sich in dem Stande der Freyheit befindet; wenn es aber zahm gemacht ist, so frißt es alles, was man ihm anbiethet, nur durchaus kein Fleisch. Im Saufen hält es bey jedem Schlucke den Kopf in die Höhe, wie die Hühner, indem es sich zu gleicher Zeit aus Furcht überfallen zu werden, nach allen Seiten umsieht. Es läuft selten, und wird eben deßwegen noch fetter. Die zahmen sind nach Milch und Butter sehr lüstern.

Mit der Morgendämmerung gehen sie aus ihren Löchern auf die Grasung aus, und die Jungen jagen sich spielend im Grase herum, und bleiben auf den Hinterfüßen gegen die Sonne gekehrt lange hindurch mit der Miene der Zufriedenheit unbeweglich sitzen. Bisweilen sonnen sie sich ganze Stunden, wenn sie sich in vollkommener Sicherheit zu seyn glauben.

Grasend sitzen sie auf den Hinterschenkeln im Kreise, und wenden die Köpfe nach allen Seiten herum, wo sie etwas verdächtiges bemerken. Ein sehr helles Pfeifen macht die ganze Versammlung auf das kleinste Getöse aufmerksam; alle beantworten diese Warnung mit einem gleichmäßigen Pfeifen, und ergreifen die Flucht. Die Jäger können nach den verschiedenen Tönen genau bestimmen, wie stark die Gesellschaft gewesen; denn jedes Murmelthier pfeift nur ein Mahl, aber schnell, und der Ton ist dem eines Menschen ähnlich, welcher den andern aus der Ferne herbey pfeift. Gemeiniglich sitzt ein Murmelthier als Schildwache auf einer Anhöhe, und gibt auf alles, was in der Nähe vorgeht, Achtung. Außer dem können sie auch scharf und weit sehen, und wittern leicht einen Hund aus.

Wird es verfolgt, so flieht es, ohne sich zu vertheidigen, auf andere Berge, und verläßt die alte Gegend und den gewohnten Bau. Aufs äußerste gebracht, und von allen Seiten abgeschnitten, vertheidigt es sich endlich gegen Hunde und Menschen mit den Zähnen und Nägeln.

Sie leben gesellig und größten Theils familienweise. Gemeiniglich trifft man größere oder kleinere Löcher in den Bergen und unter den Steinen neben einander an, aber jede Familie hat ihr gemeinschaftliches Winterquartier;

die übrigen Löcher sind entweder Schlupfwinkel und ein Hinterhalt gegen das schlechte Wetter, oder gegen feindliche Angriffe. In diesen Sommerwohnungen, wie sie die Jäger nennen, findet man niemahls Heu, hingegen viel ausgegrabene Erde, die sich mit der Vergrößerung der Familien, wegen der neu angelegten Kammern immer mehr anhäuft. Einige dieser Kammern sind voller Unrath, da hingegen die Winterwohnungen davon völlig leer sind. Unter andern sind die Winterquartiere auch dadurch kennbar, daß man seit dem August und September vor den Eingängen derselben zerstreutes Heu antrifft; mit dem October sind sie mit Heu verstopft, und dieß ist ein Zeichen von dem wirklichen Rückzuge; denn die Sommerlöcher bleiben das ganze Jahr hindurch offen.

Das Murmelthier gräbt sehr geschwind und mit ungemeiner Geschicklichkeit; es wirft nur wenig Erde heraus, mit dem Ueberreste streicht es, mit Hülfe der sehr breiten Pfoten, die Wände des Hauptganges so fest aus, daß die Erde von dem Gange durch das Ein- und Auskriechen nicht leicht wieder los gemacht wird, und abfällt. Indessen ist die Oeffnung zu diesem Haupteingange kaum 6 — 7 Zoll im Durchschnitte, so daß es kaum begreiflich ist, wie das Thierchen hindurch kann. Gemeiniglich ist der Gang, wenn es die Erde dem Mi-

nirer verstattet, geradelinig, aber bey aufsto-
ßenden Felsstücken windet er sich oft in ein
Zickzack. Die Länge des Ganges ist verän-
derlich von 8 — 20 Fuß; nach einem Vor-
hofe von 5 — 6 Fuß, vom Eingange an,
macht er zwey Abtheilungen, deren eine zu der
gemeinschaftlichen Höhle führt, indessen daß sich
die andere in ein Gewölbe endigt, welches bis
auf eine gewisse Strecke fortzugehen pflegt.

Die große Höhle ist rundlich gewölbt, und
nach Maßgabe der Familienbedürnisse eingerich-
tet, und von 3 — 7 Fuß weit. Ihren Boden
bedeckt eine Menge Heu, auf welchem sich die
Murmelthiere den Winter über lagern. Sie
liegen hier als große oder kleine Kugeln, Kopf
und Schwanz in Berührung, betäubt, erstarrt,
ohne das mindeste Zeichen des Lebens, in das
Heu eingewickelt. Man findet ihrer von fünf
bis fünfzehn beysammen, aber zuweilen auch
nur ein einziges, welches aber ein seltener Fall
ist. Wenn sie diese Winterhöhle beziehen, ver-
stopfen sie den Eingang von innen nach außen
mit Erde und Heu, und auf diese Art berau-
ben sie sich aller Gemeinschaft mit der äußeren
Luft.

In diesem Winterschlafe kann man sie weg-
tragen, ohne daß sie erwachen; aber zahm ge-
macht verfallen sie niemahls in diese Schlaf-
sucht; gegen die Annäherung des Winters in-
dessen fordert sie doch der Instinct auf, alles

zusammen zu schleppen, was ein Lager zu machen tauglich ist.

Der Einzug in die Winterquartiere geschieht im October, und der Auszug gegen den Anfang des Aprills, folglich dauert ihr Winterschlaf ununterbrochen ein volles halbes Jahr. Nach dem ersten Ausgange begatten sie sich. Ihre Jungen laufen schon im Junius oder Julius neben den Alten von der Größe der Hausratzen herum.

Da man in der Schlafhöhle auch im Frühjahre noch eben die Menge Heu antrifft, die sie zur Herbstzeit eintrugen, so ist offenbar, daß sie nicht davon leben. Man hat auch in dem Magen derer, die man im Winter gefangen, keine Spur von Heu entdecken können; folglich ist das Einsammeln des Heues auf gemeinschaftliche Kosten, da nähmlich ein Murmelthier sich auf den Rücken legt, und einen Leiterwagen abgibt, worauf die Familie ihr Heu aufpackt, und sich endlich selbst vorspannt, indem sie den Hausvater in den Schwanz beißen, ein bloßes Fuhrwerk der Fabel. Der Beweis zu dieser Fabel, oder das abgeriebene Rückenfell dieser Thiere, deutet auf keine Schleife, sondern es rührt von dem engen Ein- und Auskriechen her.

Man ißt das Fleisch der Murmelthiere. Das Fell wird zum Pelzwerke gebraucht. Auch das Fett wird in verschiedenen Krankheiten mit gutem Erfolge angewandt. Die langen Haare

machen das Thier unförmlich. Kurze Zeit vor dem jährlichen Winterschlafe findet man das Gedärme dieser Thiere so rein und leer, als wenn es ausgewaschen wäre; sie bringen also den sechsmonatlichen Schlaf mit ledigem Magen zu, weil alles Heu übrig bleibt, so wie sie ihn mit ledigem Magen anfangen.

4.

Der Petrel.

Dieser kleine Vogel hat ungefähr die Größe eines Sperlings, und wohnt auf den Klippen in dem Atlantischen Ocean. Seinen Nahmen hat er daher, weil er wie Petrus über das Wasser laufen kann ohne einzusinken. Er wird auch Sturmvogel genannt, weil er bey bevorstehendem Sturmwinde, wovon er die Vorempfindung hat, die Klippen verläßt, und auf die nächsten Schiffe flüchtet; daher er den Schiffern ein wichtiger Vogel ist.

Aber auch in einer andern Hinsicht ist dieser Vogel merkwürdig. Verschiedene Inselbewohner bedienen sich seiner als einer Lampe. Sie fangen ihn, tödten ihn, ziehen bloß einen Docht durch seinen Körper, nageln ihn an einen Pfosten, und zünden den Docht an, da dann dieser eine geraume Zeit, so lange noch Fett in dem Körper ist, wie eine helle Lampe fortbrennt.

5.

Züge von dem Unternehmungsgeiste der Ameisen.

Bekanntlich sind die Ameisen in den beyden Indien weit unternehmender und verwüstender, als sie es in Europa sind. Herr Gentil erzählt in seiner Reisebeschreibung folgenden Vorfall, wobey er selbst interessirt war. Ein Heer von Ameisen hatte es darauf angelegt, ihm seine Zuckerdose zu plündern. So bald er dieß bemerkte, war er darauf bedacht, die Dose zu befestigen, und zwar versah er sie förmlich mit Wall und Graben auf folgende Weise. Er setzte die Dose in eine etwas tiefe Schüssel, welche er voll Wasser angoß, so daß also die Ameisen, wenn sie die Dose einnehmen wollten, erstlich einen überhängenden Wall, nähmlich den Rand der Schüssel zu erklettern, dann einen Graben, mehr als 50 Ameisenlängen breit, zu überschwimmen hatten, wobey es ohne Verlust nicht abgehen konnte, und endlich mußten sie noch durch und durch naß, den Hauptwall ersteigen. Alles dieses schreckte sie nicht ab. Der Wall wurde in kurzer Zeit von einer unzähligen Menge erstiegen. Als sie aber an den Graben kamen, wurden sie nicht wenig stutzig, und es hatte das Ansehen, als wenn sie die Sache aufgeben wollten; allein es fanden sich bald beherztere, die, ohne sich zu bedenken, in den Graben spran-

gen, und durchzuschwimmen versuchten; sie ertranken aber alle. Den Zurückgebliebenen, welche ihre Kameraden vor ihren Augen erbärmlich ertrinken sahen, benahm dieß den Muth nicht, es sprangen vielmehr immer mehrere hinein, so daß endlich der ganze Graben mit Leichen bedeckt war. Dieß war es, was sie verlangten. Das ganze Heer marschirte nun trocknes Fußes über die schwimmenden Leichen, als eine Brücke über den Graben weg, erstieg den Hauptwall, und plünderte die Dose. —

Wenn die Ameisen sich an einen Ort begeben wollen, wo der Weg durch einen Fluß unterbrochen wird, so wissen sie sich auf folgende Weise zu helfen. Die erste setzet sich an den Rand des Wassers auf ein kleines Stückchen Holz, das sie mit ihren Zähnen fest hält. Indem sie nun von von dem Ufer abstößt, so hält sich die zweyte an ihr mit den Vorderfüßen fest, an dieser die dritte u. s. w. bis die erste an den Rand des gegenseitigen Ufers kommt, wo sie denn auch Mittel findet, sich anzuklammern. Diese Kette dient dann den übrigen allen zu einer Brücke, über welche sie ihren Marsch fortsetzen, und die, wenn alle herüber sind, mit vereinigten Kräften auch ans Land gezogen wird.

6.

Der Orloffische Diamant.

Dieser Diamant wird für einen der größten und schönsten unter allen bisher bekannten gehalten, und vertritt die Stelle des Knopfes an dem Zepter des Kaisers von Rußland. Er hat die Form eines Taubeneyes, und das Gewicht von 779 Karat. Man erzählt, daß dieser Stein das Eine Auge eines berühmten Götzenbildes in dem Tempel des Brama zu Scheringam in Ostindien gewesen sey. Ein Französischer Deserteur vom Indianischen Regimente habe davon Nachricht gehabt, und sich in der Hoffnung, Zutritt zu dem Tempel zu erhalten, unter die Leibwache des Großmoguls anwerben lassen. Er sey auch endlich so glücklich gewesen, sich unbemerkt in den Tempel hinein zu schleichen, und habe das Eine Auge des Götzenbildes ausgebrochen, und sey damit nach Madras entflohen. Daselbst habe er den Stein an einen Schiffscapitän für 50,000 Livres verkauft, dieser habe ihn an einen Juden um 300,000 Livres verhandelt, von welchem derselbe an einen Griechischen Kaufmann gekommen sey, der ihn verschiedene Jahre, ohne einen Käufer dazu zu finden, besessen habe. Endlich habe ihn der Fürst Orloff für die verstorbene Kaiserinn von Rußland, Katharina II. um den Preis von 450,000 Rubel und einen lebens-

länglichen Gehalt von 12,000 Rubel erhandelt.

7.
Der hartnäckige Dermestes.

Dieser kleine Käfer ist wegen seines unüberwindlichen Eigensinnes merkwürdig, daher man ihm auch den Nahmen Trotzkopf gegeben hat. Wenn man ihn nur ein wenig anrührt, so neigt er den Kopf, zieht die Füße an sich, und liegt wie todt da. Keine Gewalt ist vermögend, das kleinste Fäserchen seines Körpers in Bewegung zu setzen. Alle Thiere haben das Vermögen zu empfinden, daher ziehen sie sich, wenn sie geplagt werden, zusammen, und gerathen in zuckende Bewegungen. Es ist keines, das alle Martern leiden könne, nur dieß einzige ausgenommen, welches, wenn es gedrückt, zerstoßen, zerschnitten wird, unbeweglich bleibt; ja wenn man es in einem Löffel über das Feuer hält, stirbt es eher, als daß es zu fliehen versuchen sollte. Das einzige Mittel es in Bewegung zu setzen, ist, daß man es eine geraume Zeit ganz unangetastet liegen läßt, da es dann mit Einem Mahle schnell davon läuft.

8.

8.

Der Agami

ein großer, schöner und wegen seiner ganz außerordenlichen Neigung um den Menschen zu seyn, sehr merkwürdiger Vogel, ist eigentlich in den großen Wäldern des heißen Himmelsstrichs von Amerika zu Hause, und hält sich gemeiniglich in zahlreichen Völkerschaften, gleich den Rebhühnern auf Bergen und Anhöhen auf. Er läuft beynahe mehr und weit geschwinder, als er fliegt; sein Flug ist schwerfällig; er hebt sich meisten Theils nur einige Fuß hoch von der Erde, um sich sogleich wieder auf niedrige Bäume oder auf die Erde niederzusetzen. Der ganze Agami ist 22 Zoll, und sein Schnabel, welcher vollkommen den Schnäbeln des Hühnergeschlechtes gleichet, 22 Linien lang. Sein Schwanz mißt nicht mehr als 3 Zoll 1 Linie, und reicht nicht über die Flügel hinaus, wenn sie der Vogel unausgebreitet auf dem Rücken liegen hat. Seine 5 Zoll hohen Beine sind schuppicht wie bey dem Hühnergeschlechte; der Kopf und der Obertheil des Halses sind vorne und hinten mit kurzen und sehr weichen Flaumfedern ganz dicht bedeckt. An der Brust aber und an dem angrenzenden Untertheile des Halses hat er ein 4 Zoll breites Schild der schönsten und glänzendsten Federn, die in das Grüne, Goldgrüne, Blaue und Violette schattirt sind.

Der Ober- und Untertheil seines Leibes, Flügel und Schwanz sind schwarz, außer daß die Rückenfedern nach dem Bauche zu ins Feuerrothe, und die Schwingfedern der Flügel ins helle Aschgraue fallen. Seine Füße sind grünlicht. Er nährt sich, wie das übrige Hühnergeschlecht, von wilden Früchten, und wenn er zahm gemacht ist, von Körnern, ins besondere vom Türkischen Weitzen, frißt aber auch Fleisch, Brot und Fische.

Der Agami ist unter allen möglichen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan, und liebt seine Gesellschaft ganz außerordentlich. In diesem Stücke übertrifft er das ganze Vogelgeschlecht eben so sehr, als der Hund alle andere vierfüßigen Thiere. Er hat sogar den Vorzug, der einzige in seiner Art zu seyn, der diesen Geselligkeitstrieb, und eine ganz entscheidende Erkennung seines eigentlichen Herrn, und die größte Liebe für ihn äußert, anstatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar der erste, aber nicht der einzige ist, der dieser verhältnißmäßigen Treue fähig seyn kann. Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. In diesem Betrachte ist dieß Thier der größten Aufmerksamkeit werth, weil man es gewiß mit seiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man sich mehr damit

zu beschäftigen die Mühe geben wollte. Er ist mit sehr leichter Mühe zahm zu machen, und alsdann läuft er ganz frey herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleyen, und gibt seine Freude ins besondere durch innere Töne, die er in seinem Körper hervorbringen kann, zu erkennen. Kann aber hingegen der Agami eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, verjagt und entfernt sie, so weit er kann, woran nicht immer vorhergegangene Neckereyen oder Beleidigungen Schuld sind. Eine bloß unangenehme Gestalt, oder ein übler Geruch gewisser Personen sind im Stande, diesem Vogel den größten Widerwillen gegen sie einzuflößen. Er gehorcht der Stimme seines Herrn sehr gern und willig, und geht übrigens zu allen Menschen, wenn sie ihm sonst nicht zuwider sind, so bald sie ihn rufen. Er liebt das Streicheln und Kratzen außerordentlich, und reicht in dieser Rücksicht beständig Kopf und Hals dar, verlangt auch wohl diese Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt ist, zuweilen mit Ungestüm. Er weiß die Stunde, wenn es zu Tische geht, ganz genau, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu fressen verlangt, ist sein Hauptgeschäft, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen, und sich allein Meister davon zu machen. Dabey ist er so muthig und herzhaft,

daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe allezeit, wiewohl oft nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weiß er mit der größten Kunst und Geschwindigkeit den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe es sich sein Feind versieht, in die Höhe schwingt, und alsdann wie ein Pfeil wieder auf ihn herunter stürzt, und ihm die Augen auszuhacken, oder ihn mit Schnabel und Krallen auf alle mögliche Weise zu verwunden sucht. Und ist der Sieg einmahl auf seiner Seite, so verfolgt er seinen Feind mit der größten Wuth, und würde ihn gewiß tödten, wenn man sie nicht von einander trennte. Da sich der Agami gewöhnlicher Weise der Hofhühner sehr treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere schädliche Thiere beschützt, so will man sogar behaupten, daß sie bey den Schafherden statt der Hunde sehr wohl zu gebrauchen seyn würden.

In den Straßen von Cayenne laufen beständig viele Agami frey herum. Sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer zur rechten Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann sich ihnen nähern, und sie ungescheut angreifen, wenn man will, nur muß man nichts ihnen widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agami haben die besondere Gewohnheit, sich unter fremden Personen, welche sie noch gar nicht gesehen haben,

dann und wann eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehen, und die sie niemahls verlassen. Man mag alsdann seine Wege verändern, wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehen, der Agami folgt, und bleibt vor dem Hause stehen, bis man wieder herauskommt. Er läuft, wenn man läuft, und stellt sich neben die Person, welche einmahl sein Augenmerk ist, wenn sie stille steht. Das dauert bisweilen zwey bis drey Stunden lang. Es gibt sogar einige derselben, welche einem jeden Fremden, der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und in dem Garten, Allee auf, Allee hinab, so lange begleiten, bis er sich gänzlich wieder entfernt. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen alle Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen; daher er denn sehr oft Negern und Bedienten, wenn sie sich ihrem Herrn bey Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Beine hackt.

Etwas ausgezeichnet Eigenes hat noch dieser Vogel darin, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern seines Leibes von sich zu geben im Stande ist, von denen viele selbst geglaubt haben, sie würden durch den Hintertheil seines Leibes herausgebracht. Von dieser besondern Eigenschaft mag er vermuthlich den Nahmen Trompeter erhalten haben. Diese

Töne läßt der Agami vorzüglich hören, wenn er mit Freuden über das Wiedersehen seines Herrn um ihn herum läuft, oder gekratzt und gestreichelt wird. Und man kann leicht verführet werden, dem sonderbaren angegebenen Ausgange dieser Töne Glauben beyzumessen, weil der Agami bey dieser Gelegenheit Brust, Bauch, und besonders den Hintertheil des Leibes sehr stark bewegt. Nachdem man aber den inneren Bau seines Körpers genau untersuchet hat, so fand sichs, daß er zwar diese Töne innerlich hervorbringen kann, daß diese aber nicht durch den Hintertheil seines Leibes, sondern durch eine sehr unmerklich kleine Oeffnung am Schnabel ihren Ausgang finden.

9.

Der Samarmog.

In verschiedenen Gegenden der Asiatischen Türkey erzählt man sonderbare Dinge von dem Heuschreckenfresser, der in der Landessprache Samarmog heißt. Dieser Vogel ist von schwarzer Farbe, etwas größer als ein Sperling, und kann täglich eine unglaubliche Menge Heuschrecken vertilgen. Wenn zu Mohul und Haleb die Heuschrecken überhand nehmen, so hohlet man den Samarmog mit großer Ceremonie aus Chorasan. Dieß geschieht vermittelst eines Kastens voll Wassers aus einer Quelle bey

einem Dorfe, Nahmens Samarun, nicht weit von Mesched in der gedachten Persischen Provinz Chorasan. Dieser Kasten wird nach Mohul gebracht, und oben auf die dortige Haupt-Moske gesetzt. Diesem Wasser folgen, wie gesagt wird, die Samarmogs, und bleiben so lange in der Gegend, als ein Tropfen Wasser in dem Kasten ist. Der Pascha ist genöthiget, das Wasser mit großen Kosten hohlen zu lassen, wenn er nicht vom Pöbel die Klagen hören will, er sey die Ursache, daß die Heuschrecken die Felder in seinem Gebiethe verheeren. Diese Vögel sind die Seleuciden, von denen Plinius in seiner Naturgeschichte erwähnt.

10.

Der Nyl-ghan.

Unter den Seltenheiten, die man in neuern Zeiten aus Indien gebracht hat, gebührt dem schönen, und vorher nirgends beschriebenen Thiere Nyl-ghan wohl die vorzüglichste Stelle. Es ist größer, als irgend eines der wiederkäuenden Thiere unseres Erdstrichs, den Ochsen ausgenommen, und läßt es sich ins Joch spannen und zur Arbeit gebrauchen, so wird seine große Geschwindigkeit und seine ausnehmende Stärke zum größten Vortheile dienen.

Beym ersten Anblicke sollte man das Nyl-ghan für eine Bastardart von Rindvieh und

Rothwild halten. Es ist kleiner, als das erste, und größer als das letzte, und seine ganze Form eine sehr in die Augen fallende Mischung von beyden. Körper, Hörner und Schweif sind nicht sehr vom Stiere unterschieden, hingegen nähern sich Kopf, Hals und Beine mehr dem Hirsche. Seine Farbe ist gewöhnlich aschgrau, Beine und Kopf ausgenommen, wo sie etwas dunkler, und zumahl am letzteren an verschiedenen Stellen ganz schwarz ist; hingegen ist die Gegend um den Nabel, der Bauch, das Innere der Schenkel, und was durch den herab hängenden Schweif bedeckt ist, weiß. Seine Höhe von der Erde bis an die Stelle des Rückens, wo eine kleine Erhabenheit ist, ist 4 Fuß, und eben so lang ist es von der Halswurzel bis an den Schweif. Der Kopf ist lang und dünn, der Hals lang und schlank wie beym Hirsche, und wenn es den Kopf in die Höhe hält, so hat er fast die Figur eines S. Seine Ohren sind über 7 Zoll lang und schön, haben auch oben noch eine beträchtliche Breite. Die Hörner haben ungefähr dieselbe Länge, und an der Wurzel 6 Zoll im Umfange, doch sind sie da mehr dreykantig als rund, und dabey nach den Jahren des Thieres gereift, nach der Spitze zu werden sie immer runder, und das Dreykantige verliert sich endlich ganz. Es frißt Haber, ist aber nicht sehr lüstern darnach, sondern zieht Heu und dünnes Gras oder Kraut vor, am liebsten frißt

es weißes Brot. Sein Geruch ist sehr stark, und scheint sein leitender Sinn zu seyn; es schnuffelt immer sehr stark, wenn sich ihm jemand nähert, und öfters mit einem Geräusche. Gegen üble, oder starke Gerüche ist es sehr empfindlich und dabey so vorsichtig, daß es von Hrn. Hunter, welcher dieses Thier beschreibt, niemahls das Brot abnehmen wollte, wenn nur seine Finger im geringsten nach Terpentinöhl, oder sonst einem geistigen Liqueur rochen.

Herr Hunter hat trotz dem, was man von der Falschheit des Thieres versichert hat, das seinige immer sehr zahm und gutartig gefunden; es leckte seine Hand, so oft er ihm schmeichelte, oder Brot gab. Seine Art zu kämpfen ist seltsam. Lord Clive, der zu dieser Absicht zwey Männchen etwas enge einschließen ließ, hat Hrn. Hunter folgendes erzählt: So lange sie noch beträchtlich von einander entfernt waren, bereiteten sie sich dadurch zum Kampfe, daß beyde auf die Vorderknie fielen. Hierauf näherten sie sich einander mit ziemlich schnellen Schritten, aber immer auf den Knien, bis sie einige Ehlen weit von einander waren, da sie sich denn zum Stoße anschickten, und auf einander zustürzten.

Ueberhaupt, so bald das Thier merkt, daß man etwas gegen es vor hat, so wirft es sich auf die Knie. Herr Hunter bemerkte dieß sogar, wenn er auf dasselbe zuging. Er hielt

dieses damahls für nichts weniger, als eine Vertheidigungsstellung, sondern vielmehr für Demüthigung, hätte also leicht das Opfer seines Fehlschlusses werden können.

Wie sehr man sich doch vor diesem Thiere in Acht zu nehmen habe, erhellet aus einer Geschichte, welche Herr Hunter erzählt. Eines der schönsten derselben, die nach England gekommen waren, war in einem mit Pallisaden umgebenen Park eingeschlossen. Dieses rennte gegen einen Taglöhner, der außerhalb ging, und es gar nicht geneckt hatte, ja nicht einmahl wußte, daß es ihm nahe war, mit einer dem Blitze ähnlichen Schnelligkeit, und mit solcher Stärke an, daß es sich das dicke Horn gegen die Planke, kurz vor dem Kopfe, abbrach, und gleich darauf starb.

Die Kuh des Nyl (den ghau soll so viel heißen als männlich) ist so sehr von dem bisher beschriebenen unterschieden, daß man glauben sollte, sie gehörten nicht zusammen. Sie ist nicht allein kleiner und weniger dick, sondern sieht auch gelber aus, und hat keine Hörner. Man hält dafür, sie trage 9 Monate, und bringe gemeiniglich nur Ein Junges, selten zwey zur Welt.

Der einzige Schriftsteller, welcher dieses Thier erwähnt, (aber auch nur bloß erwähnt,) ist Bernier in seinen Memoiren, worin er eine Reise von 1664 nach Indien beschreibt, und

sagt, daß sich der Mogul Aurangzeb mit der Jagd desselben ergetzt, eine große Menge erlegt, und seinen Omrahs zum Geschenke gegeben habe; woraus man zugleich sieht, daß sein Fleisch wohlschmeckend seyn muß.

11.

Der Condor.

Der Condor ist in Peru und Chili einheimisch und der größte unter den fliegenden Vögeln, indem die Länge der ausgebreiteten Flügel von einer Spitze bis zur andern sechzehn Fuß beträgt. Seine Federn machen ein so dichtes und festes Gewebe aus, daß keine Flintenkugel durchdringen kann, und er scheint gar nichts zu fühlen, wenn er vom Schuße getroffen wird. Man hat oft acht bis zehn Schüsse hinter einander auf einen gethan, die Kugeln auf ihn anschlagen gehört, und sie wieder abprallen und auf die Erde fallen gesehen, ohne daß er im geringsten verletzt worden wäre. Am häufigsten halten sie sich an den Küsten der Südsee auf, wo sie ihren gefräßigen Hunger mit den todten Fischen, welche das Meer auswirft, sättigen.

Man hält es für sehr gefährlich, in die Gegenden zu gehen, wo sie sich aufhalten; denn da sie so mächtige und starke Thiere sind, so würden sie diejenigen, welche sie angreifen woll-

ten, gewiß umbringen. Mit den Schaf- und Ziegenherden dortiger Gegend leben diese Vögel in ewigem Kriege, und sie fallen sogar das Rindvieh an. Wenn sie Jagd auf einen Ochsen machen, so vereinigen sich ihrer sechs und mehrere, schließen mit ausgespannten Flügeln einen Kreis um ihn, und der kühnste hackt ihm die Augen aus. Alsdann ist es ihnen leicht, ihn zu erwürgen und zu verzehren.

Die Bauern fangen sie auf zweyerley Art. Erstlich errichten sie ein enges Pfahlwerk, und werfen ein Aas dazwischen. Wenn nun der Condor darauf herabschießt, so laufen sie mit Prügeln herbey, und schlagen ihn todt, weil die Pfähle ihn hindern, mit seinen Flügeln den Schwung zu machen, und er folglich nicht auffliegen kann. Oder es legt sich ein Bauer auf die Erde, und bedeckt sich mit einer frischen Kuhhaut. Wenn nun der Condor kommt, so ergreift der Bauer ihn mit wohl verwahrten Händen, und hält ihn so lange fest, bis die andern dazu kommen, und ihn todtschlagen.

Auch werden sie noch auf folgende listige Art gefangen. Da sie manches Mahl sogar Kinder von zehn bis zwölf Jahren anfallen und wegführen, so bilden die Einwohner von Peru die Figur eines Kindes von klebrichtem Thone nach, und stellen solche auf. So bald ein Condor diese Gestalt erblickt, so fliegt er herab, und schlägt seine Klauen ein, um das vermeinte

Kind zu rauben, bleibt aber in der zähen Materie stecken, und wird gefangen.

12.

Der Honigkuckuck.

Dieser Vogel ist eine merkwürdige naturhistorische Erscheinung, mit welcher uns Herr Professor Sparrmann zuerst bekannt gemacht hat. Er lernte diesen Vogel am Vorgebirge der guten Hoffnung kennen. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Der Größe und Farbe wegen ist dieser Vogel zwar eben nicht merkwürdig; denn beym flüchtigen Anblicke gleicht er bloß dem gemeinen grauen Sperlinge, ob er wohl etwas größer und falber ist, auch einen kleinen gelben Fleck auf jeder Schulter hat, und die Steißfedern mit Weiß gemischt sind. Eigentlich ist es wohl weiter nichts als Eigennutz, um dessentwillen er den Menschen die Bienennester entdeckt. Denn Honig und Bieneneyer sind sein liebster Fraß, und er weiß, daß beym Plündern der Bienennester allezeit etwas verloren geht, das auf seinen Antheil fällt, oder daß man mit Fleiß etwas, als eine Belohnung für seinen geleisteten Dienst übrig läßt. Bey dem allen setzt die Art, wie dieser Vogel seine Verrätherey bewerkstelliget, viel Ueberlegung voraus, und ist bewundernswürdig.

Morgens und Abends scheint seine vornehmste Eßzeit zu seyn, wenigstens zeigt er alsdann den meisten Eifer, mit seinem schnarrenden Cheer-cheer-cheer die Aufmerksamkeit der Menschen rege zu machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, in welchem der nächste Bienenschwarm sich aufhält, allmählich nachfliegt. Man folgt nach, und nimmt sich in Acht, durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber dann und wann mit leisem und ganz gelinden Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, sagt Herr Sparrmann, daß, wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedes Mahl nur nach einem langen Fluge Halt machte, um mittlerweile den Bienenjäger zu erwarten, und von neuem aufzufordern, in eben dem Verhältnisse aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog, und sein Geschrey eifriger und öfter erneuerte. Wenn er endlich beym Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirdischen Gange gebauet seyn, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, setzt sich darauf, und zwar gewöhnlich in einem benachbarten Busche oder Baume, so daß er nicht gesehen werden kann, ist ganz still, und sieht zu, was geschieht, und von der Beute für ihn

abfällt. Es ist glaublich, daß er auf diese Weise jedes Mahl längere oder kürzere Zeit über dem Neste herum flattert, ehe er sich versteckt, ob man gleich nicht immer so genau Acht darauf gibt. Dem sey, wie ihm wolle, so kann man alle Mahl versichert seyn, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz stille schweigt.

Wenn man nun nach der Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden und ausgeplündert hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Theil der schlechten Scheiben, worin die junge Brut sitzt, zu überlassen; obschon gerade diese Scheiben die leckerhaftesten für ihn seyn mögen, so wie auch die Hottentotten sie keinesweges für die schlechtesten halten. Meine Waldhottentotten so wohl, als die Colonisten sagten mir, fährt Herr Sparrmann fort, man müßte das erste Mahl nicht zu freygebig gegen diesen dienstfertigen Vogel seyn, sondern nur so viel übrig lassen, als nöthig sey, um seinen Appetit zu reitzen; denn hierdurch werde er in Erwartung einer reichlichern Vergeltung genöthiget, noch einen Schwarm zu verrathen, wenn dergleichen etwa in der Nachbarschaft noch vorhanden seyn sollten.

13.

Der Maulwurf.

Wenn gleich der Maulwurf von seinen Augen wenig Gebrauch zu machen scheint, und so gut als blind anzusehen ist, so ist er dafür von der Natur mit einem außerordentlich feinen Gefühl und eben so scharfen Gehör beschenkt worden. Ueber dem hat er Haare, die so sanft wie Seide sind, kleine Hände mit fünf ganz anders gebildeten Fingern oder Zehen, als andere Thierfüße haben, und die beynahe den Menschenhänden ähnlich sind, viel Stärke nach dem Verhältnisse der Größe seines Körpers, ein derbes Fell, und eine unveränderliche Fettigkeit. Männchen und Weibchen sind einander mit einer gegenseitigen lebhaften Zuneigung ergeben. Alle andere Gesellschaft erregt in ihnen Furcht und Widerwillen. Sie leben in einer angenehmen Gewohnheit von Ruhe und Einsamkeit, verstehen die Kunst, ihre Sicherheit selbst zu befördern, sich augenblicklich einen Zufluchtsort oder einen Aufenthalt zu verschaffen, ihn ohne Beschwerde zu vergrößern, und in selbigem, ohne ihn zu verlassen, alles, was sie nöthig haben, in Ueberfluß zu finden. Hierin bestehen seine Natur, seine Sitten, seine Fähigkeiten, die unstreitig viel glänzendern Eigenschaften vorzuziehen sind, welche sich mit der

Glück-

Glückseligkeit lange nicht so gut, als die verborgenste Eingezogenheit vertragen.

Den Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung verschließt er sorgfältig, und verläßt sie fast nie, als wenn der häufige Regen im Sommer durch Anfüllung derselben mit Wasser, oder der Fuß des Gärtners, welcher die Wohnung eintritt, ihn zum Abzuge zwingen. In den Wiesen pflegt er gemeiniglich ein rundes Gewölbe, in den Gärten aber einen langen Gang sich auszuhöhlen, weil es ihm viel weniger Mühe kostet, ein lockeres, bearbeitetes Land, als einen festen, von Wurzeln durchwebten Rasen zu durchwühlen und aufzuwerfen. Er wohnt so wenig im Schlamme, als in hartem und gar zu festem oder steinichten Erdreiche. Er bedarf zu seinem Aufenthalte ein weiches, von eßbaren Wurzeln erfülltes, besonders aber von Insecten und Würmern bevölkertes Erdreich.

In so fern die Maulwürfe nur höchst selten ihren unterirdischen Aufenthalt verlassen, können sie auch nur wenige Feinde haben, und allen Raubthieren ohne Mühe entwischen. Die größte Geißel für diese Thierchen sind austretende Flüsse. Bey dergleichen Ueberschwemmungen sieht man eine große Menge derselben schwimmend ihr Heil in der Flucht suchen, und alle Kräfte anstrengen, um einen höhern Boden zu erreichen. Die meisten aber müssen in diesem Falle so gut über der Erde, als ihre zu=

rückgebliebenen Jungen in ihren Löchern umkommen.

Sie paaren sich am Schlusse des Winters, und sind nicht lange trächtig. Im May findet man schon viele junge Maulwürfe. Jeder Wurf besteht gemeiniglich aus vier oder fünf Jungen, und man erkennet unter den aufgeworfenen Hügeln diejenigen leicht, unter welche sie ihre Jungen werfen. Sie sind nicht allein künstlicher gebauet, sondern auch größer und erhabener, als die übrigen.

Der Bau, in welchem sie ihre Jungen werfen, ist einer besondern Beschreibung würdig. Er zeugt von einer außerordentlichen Vorsicht. Den Anfang machen sie mit Aufwerfung der Erde zu einem ziemlich hohen Gewölbe, in welchem sie ordentliche Abtheilungen anbringen, auch hin und wieder eine Art von Pfeilern lassen. Sie drücken und schlagen die Erde, vermengen sie mit Wurzeln und Grase, und machen sie von unten so hart und fest, daß, wegen der erhabenen Figur und Festigkeit solcher Gewölbe, das Wasser nirgends hinein dringen kann. Alsdann werfen sie unterwärts noch etwas Erde auf, deren obere Fläche sie zu einem bequemen Lager für die Jungen, mit Gras und Blättern belegen. In dieser Lage sind sie merklich über den Boden des Gewölbes erhoben, folglich wider die gewöhnlichen Ueberschwemmungen, zu-

gleich aber durch das Gewölbe über ihrem Lager wider den eindringenden Regen gesichert.

Ein solcher Hügel ist rund umher mit vielen abhängigen Löchern durchbohrt, welche nach allen Seiten hin, als eben so viel unterirdische Gänge, tief in die Erde dringen, durch welche die Mutter aus- und eingehen kann, um nöthigen Unterhalt für ihre Familie zu suchen. Diese unterirdischen Gänge sind fest und wohl gebahnt. Sie reichen bis auf zwölf und fünfzehn Schritte von der Wohnung in eben der Richtung, wie sich Strahlen von einem Mittelpuncte verbreiten. In diesen Gängen so wohl, als im Gewölbe findet man Ueberbleibsel von Zwiebeln der Zeitlosen, womit sie wahrscheinlich zuerst ihre Jungen beköstiget haben.

Aus dieser Einrichtung läßt sich begreifen, daß die Mutter nie anders als in einer weiten Entfernung vom Aufenthalte der Jungen zum Vorscheine kommt, und folglich die kürzeste und sicherste Art, sie mit ihren Jungen zu fangen, darin besteht, einen Graben in die Runde herum zu ziehen, der sie ganz einschließt, und ihnen alle Auswege völlig abschneidet. Weil aber der Maulwurf auf den geringsten Lärm sogleich entflieht, und seine Jungen der Gefahr zu entreißen sucht, so gehören wenigstens drey oder vier Leute dazu, die mit Schaufeln zugleich und gemeinschaftlich arbeiten, um den Hügel

auf ein Mahl ganz auszuheben, oder augenblicklich einen Graben herum zu ziehen, alsdann aber sie an den Ausgängen zu erwarten, und so zu greifen.

Man findet die Maulwürfe nirgends als in bebauten Gegenden. Weder dürre Wüsten, noch die kalten Länder, wo die Erde den größten Theil des Jahres gefroren ist, haben dergleichen aufzuweisen.

14.
Die Trüffeln.

Diese sonderbaren Gewächse, denen man ihren Platz in der Classe der Schwämme angewiesen hat, zeichnen sich von allen Producten des Pflanzenreichs dadurch aus, daß sie weder Wurzeln, noch Stiel, noch Blätter haben, und unter der Erde wachsen, ohne daß man die geringste Spur ihres Daseyns über der Erde gewahr wird. Es gibt weiße, erdfarbige, scheckige und wie eine Muskatennuß gleichsam marmorirte. Gemeiniglich sind sie, wenn sie ausgewachsen sind, so groß wie eine Wallnuß; es gibt aber auch größere, welche manches Mahl frisch ein Pfund wiegen. Sie wachsen vielfach beysammen, und lieben einen trocknen sandigen Boden, sonderlich in Hölzern, wo nicht viel Unterholz ist, und der Regen tief eindringen kann. Sie sind meistens um Bäume anzutreffen, unter

welchen sie vorzüglich die Steineiche, so wie die Morcheln die Ulmbäume lieben. Wenn sie zu dem Puncte der Reife gekommen sind, so verräth sie ihr durchdringender und knoblauchartiger Geruch, und ihr Geschmack ist alsdann gut. Hitze und Regen des Augusts befördert schleunig ihre Reife. Man findet nicht die geringsten Wurzelfäden an ihnen. Wenn man sie aus der Erde zieht, so liegen sie dergestalt darin, daß sie Spuren ihrer Rinde hinterlassen, ohne daran befestiget zu scheinen. Die Erde, welche Trüffeln hat, trägt fast keine andern Pflanzen; sie hat fast denselben Geruch, als jene selbst.

Die Trüffeln werden für eine Delicatesse gehalten, und in Frankreich, Italien und Deutschland fleißig gesucht. In Frankreich bedient man sich zu diesem Ende einer Sau, welcher man zuvor den Rüssel mit einem Ringe versehen hat. Die Sau wühlt mit dem Rüssel in die Erde, und bringt die Trüffeln zum Vorscheine. Wenn sie keinen Ring um den Rüssel hätte, so würde sie die Trüffeln auffressen, weil sie sehr begierig darnach ist. Anstatt der Trüffeln gibt man ihr aber sogleich eine Castanie, oder ein Paar Eicheln, und läßt sie nach Wiederanlegung des Ringes weiter suchen.

In Italien hingegen sucht man die Trüffeln mit Hunden, welche eine Art kleiner Pudel sind, und nennt dieses Geschäft die Trüffeljagd.

Frühmorgens nimmt man den Hund, welchen die Italiäner Putta nennen, mit welchem Nahmen man ihn auch ruft, und gibt ihm ein Stück Brot, welches in Trüffelöhl, d. i. ein mit Trüffeln abgekochtes Baumöhl, eingetaucht ist. Alsdann zieht man mit ihm aus, und so bald der Hund etwas spürt, fängt er an in die Erde zu kratzen. Man kommt ihm sodann mit Graben zu Hülfe, und gräbt die Trüffeln heraus, worauf man dem Hunde wieder ein Stückchen Brot gibt.

Am häufigsten werden diese Gewächse in Piemont, Savoyen und im Mayländischen gefunden. In neueren Zeiten hat man sie auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands entdeckt.

15.

Der Dromedar.

Der Dromedar und das Kameel machen nur eine einzige Art aus, nur daß jener Einen, dieses aber zwey Höcker hat. Der Dromedar ist in Afrika zu Hause, besonders in dem westlichen Theile desselben, wo die Mauren zahlreiche Herden davon besitzen.

Schon einen Monat nach seiner Geburt fängt die harte Erziehung des Dromedars an. Nunmehr wird das Kleine von seiner Mutter getrennt, und kann sich ihr bloß zu gewissen be-

stimmten Stunden nähern. Der unglückliche Sprößling muß also schon jetzt Enthaltsamkeit lernen; man gibt ihm nur einen Theil von der Milch, welche die Natur für ihn bestimmt hatte, und womit die Brüste der Mutter im Ueberflusse angefüllt sind; er wagt nur wenig und selten zu trinken, und vom ersten Tage an gewöhnt man ihn an Mäßigkeit.

Bald darauf verurtheilt man ihn zum Gefängnisse und zu Qualen; man beugt ihm die 4 Beine unter den Bauch, und bringt ihn gerade in die Stellung, die er annehmen muß, wenn er seine Ladung erhalten soll, oder wenn man ihm solche abnehmen will. Seinen Körper bedeckt man mit einem Teppiche und mit einem Stück Zelte, das ihm bloß den Hals und den Kopf frey läßt, und damit er sich weder bewegen noch aufstehen kann, hängt man an die Ränder dieser Decke eine große Menge schwerer Lasten.

In diesem grausamen Gefängnisse muß er vier Monate ausharren; allein selbst diese strenge Erziehung gewöhnt ihn noch nicht so an diese kauernde Stellung, daß sie ihm zur andern Natur würde.

Nach diesen viermonatlichen Qualen sperrt man die jungen Dromedare in eine Hürde zusammen, und Kinder von 9 bis 10 Jahren bringen ihnen täglich bloß zwey Mahl zu fressen. Dieß Futter besteht in Muttermilch, welche mit Was-

ser vermischt ist. Man versichert, die jungen Dromedare lernten bald die Kinder ihres Herrn kennen, und sammelten sich um sie her. Wenn die Kinder in die Hürde treten, in welcher die Dromendare erzogen werden, so halten sie in der einen Hand das Gefäß, in welchem sich die mit Wasser vermischte Milch befindet, und in der andern eine geschmeidige Gerte, mit der sie dieselben vor die Füße schlagen. Auf dieses Geheiß kauern die jungen Thiere sogleich nieder, und gewöhnen sich bald auf das bloße Zeichen der Gerte diese kauernde Stellung anzunehmen. Die Willfährigkeit, mit welcher sich der Dromedar auf das geringste Zeichen, das ihm sein Herr gibt, seine ganze Lebenszeit hindurch in die kauernde Stellung versetzt, ist etwas Bewundernswerthes.

Auch gewöhnt man das junge Thier von dem zarten Alter an von 6 bis 7 Monaten mit einer Last auf dem Rücken zu schlafen, deren Gewicht man so vermehrt, wie es an Alter und Stärke zunimmt. Auf diese Art bildet man es, wie Büffon sagt, zu einem lebendigen Fuhrwerke, das man mehrere Tage hinter einander, ohne demselben eine augenblickliche Erleichterung zu verschaffen, beladen läßt.

Man kann nicht läugnen, daß diese Erziehung durchaus nothwendig ist; denn da der Mensch mit seinen Armen nicht bis oben auf den Höcker des Dromendars reichen kann, so

würde man in große Verlegenheit gerathen, wenn man ihm Lasten von 10 bis 12 Zentnern auf den Rücken aufladen wollte. Dieses Geschäft aber wird bey der Geneigtheit, an welche man das Thier niederzuknieen und sich bis auf die Erde zu kauern, um sich etwas auf- und abladen zu lassen, gewöhnt, sehr leicht.

Die Mauren behalten für 12 weibliche Dromendare bloß Ein männliches Unbeschnittenes; alle Männchen, die für den Krieg bestimmt sind, wallachen sie, und hierdurch werden diese Thiere sanfter, und man kann sie beständig gebrauchen; die unbeschnittenen Dromedare hingegen sind die ganze Brunstzeit hindurch ungelehrig, und werden manches Mahl sogar wüthend, fallen Menschen und Thiere an, und beißen sie.

Die Mauren wählen die kleinsten und leichtesten Dromedare aus, um sie zum Laufen und zum Kriege abzurichten. Zum Rennen richten sie die Dromedare auf die Art ab, daß sie dieselben mit Pferden laufen lassen. Dieser Wettstreit erregt bey ihnen einen großen Wetteifer. Die Maurischen Pferde, die sehr schnell sind, kommen ihnen im Anfange ihrer Laufbahn zwar weit zuvor, allein nach einigen Stunden muß das ermüdete und erschöpfte Thier seiner Geschwindigkeit Einhalt thun, und endlich stehen bleiben; der Dromedar hingegen setzt seinen Lauf fort, kann ihn 24 Stunden lang aushal-

ten, und auf diese Art hinter einander vier Tagreisen machen, während welcher er, und zwar beständig im starken Trabe 240 Meilen zurücklegt.

Bey Gelegenheit solcher außerordentlicher Reisen füttert man die Dromedare mit Kugeln, die man aus einem Hirseteige macht, welcher mit Gummi vermischt wird. Gewöhnlich gibt man jedem Thiere Morgens und Abends jedes Mahl drey solche Kugeln, welche zusammen bloß 2 Pfund wiegen; und dieß Futter, welches man nur bey solchen Umständen gebraucht, ist auf 24 Stunden für dieses mäßige Thier hinreichend, und erhält es bey vollkommener Stärke.

Die Last- und Reise-Dromedare haben nur eine bloße Halfter; die Renn- und Kriegs-Dromedare aber, auf die man sich setzen, und die man regieren soll, haben statt des Zügels einen Ring oder eine Schnalle, die oberhalb der Nase durch die Haut geht, und die stets darin hängen bleibt; in diesem Ringe befestiget man die Zügel, deren man sich zur Lenkung des Thieres bedient.

Dieses Thier hat drey Arten von Tritten: den Schritt, den Trab und den Galopp.

Der Schritt des Dromedars ist eine Art Zeltergang, an den man lange gewöhnt seyn muß, wenn man nicht davon ermüden soll. Das Thier setzt im Gehen und fast zu gleicher

Zeit die beyden Beine auf einer und derselben Seite, und hierauf jene auf der andern vorwärts, und aus diesem Gange entsteht eine Art sehr unangenehmen Schaukelns. Die Lenden leiden viel bey diesen wiederhohlten Stößen, welche ein Ungewohnter kaum 2 Stunden lang aushalten kann. Bey ihrem gewöhnlichen Schritte legen sie stündlich 3160 Französische Toisen zurück; und dieß ist ihr gewöhnlicher Gang, welchen sie ohne Ermüdung täglich 10 Stunden lang aushalten können.

Bey diesem Schritte könnte man leicht Tagreisen von 15 Meilen machen, indem man bloß 6 Stunden des Vormittags und etwas über 4 Stunden des Abends reisete, und also täglich beynahe 14 Stunden ausruhete.

Die Gleichheit, die Langsamkeit oder die größere Geschwindigkeit des Ganges der Dromendare steht gänzlich in der Willkühr derjenigen, welche sie leiten; denn dieses Thier gehorchet augenblicklich der Stimme seines Führers. Sie gehen geschwinder oder langsamer, je nachdem der Ton und die Bewegung des Gesanges des Kameelführers ist, der sich alle Mahl an der Spitze der Caravane befindet; sie folgen einander mit einer traurigen und nachdenkenden Miene, ohne sich weder auf die Seite zu wenden, noch zu verirren, und merken auf den Takt des Gesanges des Führers, welcher, wenn er ihren Gang entweder beschleunigen oder hem-

men will, entweder schneller oder langsamer singt.

Oft ermuntert man sie bey diesen Veränderungen ihrer Bewegung durch einen lauten Schrey, oder durch ein sanftes Pfeifen, und sogleich begreifen und befolgen sie diese schwachen Kennzeichen. So vollkommen ist die Folgsamkeit dieses guten Thieres, das sich gegen eine schlechte Behandlung empört, und Peitsche und Sporn nicht vertragen würde, das aber der Gesang des Menschen belebt, das beym Tone eines musikalischen Instruments seine Mühseligkeiten vergißt, und das von Hunger, Durst und Strapazen ganz erschöpft, bey der Stimme seines Herrn gern alle seine vorige Munterkeit wieder erlangt.

Der Trab des Dromedars ist noch unausstehlicher, als sein Schritt. Ein Ungewohnter kann ihn nicht ohne die größten Schmerzen nur eine Viertelstunde ertragen, so hart sind die Stöße, die man da bekommt. Und dennoch geschieht es im Trabe, daß die Mauren und Araber auf ihren Dromedaren, auf welchen fast immer zwey und zwey zugleich sitzen, Reisen von täglich 60 bis 70 Meilen machen, die sie 4 bis 5 Tage hinter einander fortsetzen, und vermittelst deren sie in 5 Tagen einen Zwischenraum von mehr als 300 Meilen zwischen sich und diejenigen, die sie ausgeplündert haben, zurücklegen. Man muß aber auch durch ihre

Erziehung und rohe Lebensart abgehärtet seyn, wenn man die Beschwerlichkeiten solcher mühseligen Reisen ausstehen soll, die bloß alsdann Statt finden, wenn man sich schnell von einem beleidigten Feinde entfernen, und seiner Rache entgehen, oder eine Caravane oder ein Dorf überfallen, dasselbe ausplündern, und sich alsdann dem Nachsetzen entziehen will, das etwann solche Gewaltthätigkeiten zur Folge haben könnten.

Die wichtigen Streitigkeiten, welche zwischen den Maurischen Stämmen entstehen, werden durch das Loos von Treffen entschieden, die sich gewöhnlich mit einem Angriffe der Krieger auf Dromedaren endigen. Diese Art von Reiterey macht das Reservekorps aus, und greift bloß alsdann an, wenn der Sieg entschieden ist, und die Niederlage vollendet werden soll. Diese Angriffe geschehen im Trabe; die beyden Parteyen prallen an einander an, und fechten Mann gegen Mann.

Die Mauren behaupten, der Dromedar beweise in diesen Gefechten die größte Herzhaftigkeit, er stürze wüthend auf den feindlichen Dromedar los, stöße ihn mit dem Kopfe und mit der Brust, beiße ihn voller Wuth, reiße ihm Stücke Fleisch heraus, und verlasse ihn nicht eher, als bis er ihn außer Stand gesetzt hat, noch weiter fort zu kämpfen, und bey diesen Gelegenheiten, wo er noch aufgebrachter, als

sein Herr ist, könne seinem Zorne und seiner Wuth nichts Einhalt thun. Man glaubt es nur mit Mühe, daß ein so sanftes Thier, das unter allen andern Umständen so geduldig ist, im Kriege so muthig sey.

Der Galopp des Dromedars ist unter seinen Schritten der lebhafteste und schnellste; er ist für den Menschen nicht so beschwerlich, als der Trab, allein für das Thier ist er weit ermüdender, das ihn höchstens nur ein oder zwey Tagereisen aushalten kann. Die Mauren behaupten, daß sie im Galopp in 20 Stunden 100 Meilen sehr leicht zurück legen könnten. Nach dieser Anstrengung ruhen sie 4 Stunden lang aus, und geben den Dromedaren jene oben erwähnte Hirsenmehlkugeln zu fressen, und geronnene Milch, welche sie in Schläuchen bey sich führen, zu saufen. Die Reiter selbst nehmen bloß einige Unzen Gummi und Kleister von Fleischbrühe zu ihrer Nahrung. Allein, bloß nach einem verlornen Treffen reiten sie auf ihren Dromedarläufern in Galopp; sie wollen einem siegreichen und aufgebrachten Feinde entfliehen, der sie ins gesammt ohne Barmherzigkeit niederhauen würde, wenn er sie einhohlen könnte. Wenn sie etwa merken, daß sie in den Fall kommen könnten, mit ihren Dromedaren galoppiren zu müssen, so bereiten sie dieselben durch einige Tage Uebung und gutes Futter im Voraus darauf vor.

Die Enthaltsamkeit des Dromedars vom Fressen und Saufen rührt nicht bloß von seiner Erziehung, sondern auch von seiner innern Bildung her, die in dieser Hinsicht ans Wunderbare grenzt. Man weiß, daß der Dromedar außer den vier Mägen, die gewöhnlich die wiederkäuenden Thiere haben, noch einen fünften Sack besitzt, der ihm zum Wasserbehälter dient, welchen er mit langsamen Zügen anfüllt, wenn ihm das Glück eine gute Wasserquelle gewährt, die in den sandigen Wüsten Afrikas so selten sind. In diesem Sacke bleibt das Wasser einen Monat lang rein, unverdorben und auch gesund.

Dieser fünfte Magen ist so weit, daß er eine große Menge Wasser fassen kann, und der Bau dieses Behälters ist so beschaffen, daß sich die andern Nahrungsmittel nicht hinein mischen können. Wenn das Thier daher das fast alle Mahl verbrannte und ausgedörrte Kraut, womit es sich nährt, erweichen und durch Wiederkauen zermalmen muß, so läßt es durch eine bloße Zusammenziehung der Muskeln einen Theil von diesem Wasser in den Wanst und bis zum Schlunde hervor laufen.

Diese erstaunenswürdige obschon bekannte Mechanik verdient Bewunderung, weil der Dromedar vermöge dieser Einrichtung 10 Tage lang in durch die heißeste Sonnenhitze verbrannten Gegenden, wo der Durst die grausamste Mar-

ter ist, ohne zu saufen, leben, und auch vermöge dieser Bildung auf ein Mahl eine ungeheure Menge Wasser zu sich nehmen kann, das in diesem organisirten Behälter rein und gesund bleibt.

Die Mauren, die in den Wüsten umher ziehen, behaupten auch, daß die Dromedare vermöge des Instinctes oder des Geruchsinnes, oder irgend eines andern Kennzeichens, wenn sie in 8 bis 10 Tagen nicht gesoffen haben, das Wasser über eine halbe Meile weit wittern, und daß sie in diesem Falle, wo ihnen der unstreitig sehr feine Geruchsinn das Daseyn einer reinen Wasserpfütze oder einer süßen Wasserquelle entdeckt, im starken Trabe in der geradesten Linie darauf los laufen. Diese Thatsache bestättigen alle diejenigen, die große Reisen in den Wüsten gemacht haben.

Um die Größe der Wohlthat des Schöpfers recht zu würdigen, daß er dem Menschen, der unermeßliche Einöden zu durchwandern verdammt ist, und sich darin verirren und verlieren kann, den Dromedar gab, muß man sich die schreckliche Noth von Reisenden vorstellen, die ihren Weg mitten auf einem beweglichen Sandmeere, dessen Oberfläche ungestüme Winde beunruhigen und verändern, verloren haben.

Den Horizont klärt bloß ein schwankendes und schwaches Licht auf; die Sonne verdunkeln Staubwolken, welche den Himmel bedecken, auf die

die Erde zurück fallen, und durch welche hindurch das Auge des Wanderes vergeblich einige Zeichen zu entdecken sucht, die ihm die Richtung andeuten könnten, welche er nehmen müsse, um einen Rettungshafen zu finden.

Das Wasser, das die Kameele in Schläuchen bey sich führen, ist entweder durch die unmäßige Hitze verdunstet, oder aufgezehrt, oder verdorben; die Menschen und Thiere, die von allzu langen oder allzu zahlreichen Tagereisen, von Mühseligkeit, Mangel und Angst erschöpft sind, schleppen sich nur wankenden Schrittes fort. Ein Theil der Dromendare ist schon aufgeopfert; man hat ihre Seite geöffnet, um das Wasser zu sammeln, das sich in diesen lebendigen Wasserbehältern rein und gesund erhält; kaum reicht es hin, nur noch einige Augenblicke ein hinschwindendes Leben zu fristen; die Dromedare, die jene durch die Noth erzwungenen Ermordungen überlebt haben, werden auch zu diesem letzten Rettungsmittel aufgespart; wenn es aber dazu kommen sollte, so wäre alles verloren, und man hätte nichts weiter, als die Verzweiflung und den Tod zu erwarten.

Wenn nun der Instinct dieser Thiere am Ziele dieser grausamen Entscheidungspuncte die Gegenwart einer Quelle entdeckt, dann springen sie auf, ihr Muth belebt sie wieder, und ihre convulsivischen Bewegungen dienen den ver-

zweifelten Reisenden zum Kennzeichen, daß der Augenblick ihrer Rettung gekommen; alle stürzen nach der Quelle hin, welche ein Leben erhält, das sie so eben zu verlieren in Gefahr waren, und diese Rettung haben sie dem Dromedar zu verdanken.

Ihre Füße sind zum Gehen im Sande eingerichtet; sie sind an der Spitze mit zwey kleinen Nägeln versehen; der untere Theil ist breit, sehr fleischicht, mit einer weichen, dicken und etwas schwieligen Haut bedeckt; sie sind unten, von vorne nach hinten, zu zwey Drittheilen ihrer Länge gespalten. Da also der Fuß des Dromedars fleischicht und geschmeidig ist, so schickt er sich zu dem feinen und beweglichen Sande, für den er bestimmt ist; wäre er mit einem dicken und festen Horne versehen, so würde das Reiben des Sandes bald eine Entzündung des Fußes und des Beines bewirken, das verbrannte und ausgedorrte Horn würde sich in Schuppen verwandeln, von welchen eine nach der andern abfallen würde, und bald würde das Thier nicht mehr gehen können; allein da der Fuß des Dromedars von einer weichen und fleischigen Materie umgeben ist, in welche der Nahrungssaft und die Feuchtigkeiten, welche sich durch die Ausdünstung entwickeln, dringen können, so behält er seine ganze Geschmeidigkeit, und befindet sich noch besser, als der Fuß des Menschen, der zum Gehen in

Sandwüsten bestimmt ist, in welchen er sein ganzes Leben hindurch herum irren muß.

Die Beine und der Hals des Dromedars sind sehr lang; jene mußten es seyn, weil sie oft über zwey Fuß tief in den Sand fallen, und wenn daher ihre Länge nicht so groß wäre, die zwar für das Auge sehr unangenehm, sehr übertrieben und sehr mißfällig ist, so würde der Bauch des Thieres in den Sand sinken, und es würden ihm weder Mittel, noch Kräfte übrig bleiben, durch denselben hindurch zu kommen.

Die Länge seines Halses ist ebenfalls unentbehrlich und nothwendig, sie dient zur Balancierstange, vermöge welcher er seinen Körper im Gleichgewichte erhält; sie ist ein beweglicher Hebel, dessen Bewegungen er nicht entbehren kann, um sein Niederfallen unmerkbarer und sanfter zu machen, wenn er seine Beine beugt um nieder zu kauern, und auch leichter wieder aufzustehen.

Sein Kopf ist im Verhältnisse zu seinem Körper klein, seine Schnauze ist länglich, und wie die eines Hasen gespalten; seine Augen sind von mittler Größe, und die ganze Gesichtsbildung dieses Thieres trägt das Gepräge von Ruhe und Sanftheit, aber auch von einer tiefen Traurigkeit.

Die Dromedare, welche die Mauren aufziehen, sind ins gemein von dunkelrother, oder brauner, oder aschgrauer Farbe. Es scheint

nicht, daß diese Wilden viel Aufmerksamkeit auf ihre Wartung und Pflege verwenden, um ein weiches und feines Haar zu erhalten, indessen weben sie doch die Zeuge daraus, welche sie zu ihrer Kleidung und zu ihren Geräthschaften brauchen; sie verfertigen auch Zelte davon, die ein so enges und dichtes Gewebe haben, daß kein Regen durchdringen kann; sie machen selbst Gefäße in Form von runden Säcken daraus, welche im Durchmesser 1 Fuß haben, und 18 Zoll lang sind. Den obern Theil von solchen Gefäßen verstärkt man in der Breite von 4 Zoll durch Bänder aus dem nähmlichen Stoffe, so daß sie von Natur offen bleiben. Die Mauren bedienen sich derselben, um Wasser zu hohlen, und dasselbe darin zum täglichen Gebrauche aufzubewahren. In die Arten von Henkeln oder großen Ringen, die man einander gegen über an der Oeffnung des Gefäßes anbringt, kann man lange Stangen stecken, an welchen man dasselbe trägt. Diese Haargefäße sind so trefflich gearbeitet, daß das Wasser eben so gut in ihnen, als in irdenen oder metallenen Gefäßen bleibt.

Wenn der Dromedar 4 bis 5 Jahre alt ist, so fängt man an ihn zu gebrauchen; dieß geschieht aber mit vieler Schonung und mit der größten Aufmerksamkeit, damit man das Thier nicht übertreibt. Erst gegen das sechste Jahr hin sehen es die Mauren als zum Zeitpuncte sei-

ner Mannbarkeit gekommen an; allein bloß mit dem achten Jahre erlangt es seine völlige Stärke.

Die Mauren kennen das Alter eines Dromedars an gewissen sichern Zeichen, und irren sich hierin niemahls; so wie sie aber die einzigen sind, welche diese Thiere erziehen, und sie in allen westlichen Ländern von Afrika zwischen der Sahara und der Linie verkaufen, so bewahren sie auch unter sich das Geheimniß mit den Zeichen, woran sie das Alter erkennen, und theilen es weder den Schwarzen, noch den mit ihnen in Handelsverbindungen stehenden Europäern mit. Daher kommt es, daß man sehr häufig betrogen wird, und daß sie fünfjährige Dromedare für achtjährige verkaufen.

Die Mauren behaupten, dieses Thier behalte 40 Jahre lang seine ganze Stärke; nach dem 40sten Jahre fingen seine Kräfte abzunehmen an, seine gewöhnliche Lebensdauer aber erstrecke sich auf 60 Jahre. Einige werden noch weit älter, allein solche Beyspiele sind selten. Wenn die Dromedare alt werden, und keine Dienste mehr leisten können, dann schlachten sie die Mauren.

16.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Die Hunde sind auf Kamtschatka die einzige Gattung zahmer Thiere. Sie sind weiß, schwarz oder grau, zottig und von mittlerer Größe, hart, unermüdet und zur schlechtesten Nahrung gewöhnt. Je längere Haare sie haben, desto höher werden sie geschätzt. Die Kamtschadalen erziehen sie zu ihrem bestimmten Gebrauche. So bald sie sehen können, werden sie mit ihrer Mutter in eine tiefe Grube gelegt, damit sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen. Sind sie von der Mutter abgewöhnt, so werden sie in eine andere Grube gethan, bis sie erwachsen sind. Nach einem halben Jahre werden sie mit andern abgerichteten Hunden an den Schlitten gespannt; weil sie nun noch wenig gesehen haben, so laufen sie aus allen Kräften. So bald sie wieder zurück kommen, müssen sie wieder in ihre Grube, und das so lange, bis sie des Ziehens gewohnt sind, und eine weite Reise verrichten können; dann überläßt man sie im Sommer ihrer Freyheit, und im Winter bindet man sie an.

Spät im Herbste sammelt jeder Kamtschadale seine Hunde, koppelt sie unter der Sommerwohnung, und läßt sie eine Zeit lang hungern, damit sie leicht und behende werden. Die Luft ertönt von ihrem Weheklagen, und so oft

sie angespannt werden, erheben sie ein jämmerliches Geheul.

Die Schlitten auf Kamtschatka sind nach der besten Mechanik gebauet. Oben ist ein länglicher Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwey dünnen langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen gebunden sind. Dieses Gegitter ist mit Riemen von allen Seiten umwunden, und biegt sich überall, ohne zu brechen. Der Korb ruht auf zwey gebogenen Hölzern; beyde Hölzer sind auf die Kufen gebunden, und selbige nicht über einen halben Zoll dick. Der ganze Schlitten wiegt kaum 16 Pfund. Wenn ein Mensch darauf sitzt, können noch zwey Pud*) sehr bequem fortgebracht werden. Die gewöhnliche Ladung ist fünf Pud, und zur Vorspann gehören vier Hunde. Obgleich die Schlitten äußerst schwach gebauet sind, so stehen sie doch viel Gewalt aus. Man kann mit ihnen über die höchsten Berge und Klippen fahren; sie können gegen Bäume stoßen, ohne zu brechen.

Die Hunde zu regieren, braucht der Reisende einen krummen Stock, der am Ende einen eisernen oder messingenen Knopf hat, und mit

---

*) Pud ist ein Russisches Gewicht, und beträgt ungefähr 29 Wienerpfund.

Schellen versehen ist. Das Geklirre dieser Schellen bedeutet den Hunden Eilfertigkeit. Wird der Stock rechts an der Seite des Schlittens gehalten, so laufen sie links, und so umgekehrt. Soll der Schlitten halten, so wird der Stock vorwärts in den Schnee gesetzt. Diese Bewegungen, das öftere Absteigen bey schlimmen Wege, und die Unart der Hunde, welche allezeit nur gezwungen gehorchen, machen die Reise äußerst mühsam. Entsteht jähling ein Sturm, so hat der Reisende weiter nichts übrig, als sich neben die Hunde in den Schnee zu legen, und sich mit ihnen überschneyen zu lassen, und so lange liegen zu bleiben, bis der Sturm vorbey ist, der oft einige Tage hindurch dauert.

Außer diesem Gebrauche bey Reisen liefern die Hunde noch ihren Herren die Haut, welche ihren besten Staat ausmacht. Die Kamtschadalen sind so stolz darauf, daß bey Rangstreitigkeiten oft einer zum andern sagt: wo warst du, da ich und meine Vorfahren schon Hundskappen trugen?

17.

Außerordentlich große Bäume.

Unter den Merkwürdigkeiten des Pflanzenreichs verdient unstreitig der Platanus, ein Baum, der nur auf morgenländischem Boden gedeiht, wegen seiner ungeheuern Größe und sei-

nes herrlichen Wuchses, die erste Stelle. Zum Beweise der Hochachtung, welche die Alten für diesen Baum hatten, wird erzählt, daß der König Xerxes von Persien auf seinem Zuge nach Griechenland, als er einen solchen Baum antraf, seine ganze Armee, die aus einer halben Million Soldaten bestand, einige Tage lang habe stille liegen lassen, um die Schönheit desselben bewundern und genießen zu können, und daß er ihn mit den kostbarsten Juwelen behangen habe. Auch die Römer schätzten ihn ausnehmend hoch, und baueten ihn sorfältig an. Nach dem Berichte eines Geschichtschreibers stand bey dem Landhause des Kaisers Caligula ein Platanus, dessen Stamm einen solchen Umfang hatte, daß der Kaiser in demselben ein Zimmer anlegen ließ, welches zwölf Personen bequem fassen konnte. Der berühmte Schwedische Naturforscher Hasselquist sah auf der Insel Stanchio (ehemahls Cos) einen Platanus, der einen Raum von der Größe des Marktplatzes zu Stockholm beschattete. Unter seinem Schatten waren über zwanzig Häuser erbauet. Der Stamm hatte vierzehn Ellen im Umfange, und seine sieben und vierzig Zweige — jeder ungefähr eine Klafter dick — waren mit steinernen Pfeilern unterstützt. Die Blätter dieses Baumes sind von verhältnißmäßiger Größe, zuweilen über eine Elle lang und breit.

In keiner Gegend von Europa findet man größere Bäume, als in der waldigen Region des Gebirges Aetna auf der Insel Sicilien. Von diesen Riesenbäumen ist besonders einer unter dem Nahmen Castagno di cento cavalli oder der Kastanienbaum von hundert Pferden, bekannt, welchen Nahmen er deßhalb führte, weil die Sicilianer vorgeben, daß hundert Pferde ganz bequem um seinen Stamm gestellt werden können, welches auch nicht unwahrscheinlich ist, wenn der Umfang desselben, wie glaubwürdige Reisende behaupten, 204 Fuß beträgt. Dieser Baum ist Alters wegen inwendig hohl, und erhält seinen Nahrungssaft bloß durch die Rinde und ein wenig übrig gebliebenes Holz. In dem inneren Raume steht ein Haus, in welchem sich diejenigen, welche die Kastanien auflesen, aufhalten, und neben bey ein Backofen, worin die Kastanien gedörret werden. Auch ist neben dem Hause noch ein artiger kleiner Wiesenplatz, auf welchem einige Ziegen, die die Kastanienleser mitbringen, ihre Nahrung finden.

18.

Die wandernden Ratzen.

Die Ratzen in den nördlichen Gegenden von Europa erscheinen von Zeit zu Zeit in solchen Mengen, daß die Einwohner von Norwegen und Lappland glauben, sie fallen vom Himmel.

Der berühmte Linne, welcher sehr sorgfältig die Oekonomie dieser wandernden Ratzen beobachtet hat, sagt, daß sie in Schweden periodisch alle 18 oder 20 Jahre erscheinen. Wenn sie im Begriffe sind zu wandern, so gehen sie aus ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, und versammeln sich in unbegreiflichen Mengen. Auf ihrem Zuge lassen sie zwey Zoll tiefe Spuren in der Erde zurück, welche oft mehrere Klafter breit sind. Es ist sonderbar, daß diese Ratzen auf ihrem Marsche immer einer geraden Linie folgen, wenn sie nicht durch irgend ein unübersteigliches Hinderniß davon abzuweichen gezwungen werden. Stoßen sie auf einen Felsen, so versuchen sie erst, ob sie ihn hindurch bringen können; finden sie nun, daß ihr Versuch vergeblich ist, so gehen sie rund um ihn herum, und nehmen dann wieder ihre gerade Linie. Nicht einmahl ein See unterbricht ihren Zug; denn sie schwimmen entweder in gerader Linie durch, oder kommen bey dem Versuche um, und wenn sie auf eine Barke, oder ein anderes Fahrzeug stoßen, so ändern sie ihre Richtung nicht, sondern klimmen auf der einen Seite derselben hinauf, und steigen von der andern wieder herunter.

19.

Vogelnester in heißen Gegenden.

Unstreitig werden die Neigungen und Kunstfähigkeiten der Thiere nach der Lage und Beschaffenheit ihres Aufenthaltsorts modificirt und verändert. In Südafrika bauen die meisten kleinen Vögel ihre Nester auf eine solche Art, daß sie bloß durch eine kleine Oeffnung einen Eingang haben, viele hängen sie sogar an die schwachen Enden hoher Zweige. Eine Art Kernbeißer heftet ihr Nest alle Mahl an einen Zweig, der sich über einen Fluß oder über einen Teich mit Wasser erstreckt. Es hat gerade die Gestalt der Retorte eines Chymikers, ist an der Spitze fest gemacht, und die senkrechte Höhe, die 8 — 9 Fuß beträgt, und an deren Boden sich die Oeffnung befindet, berührt beynahe das Wasser. Das Nest ist von grünem Grase erbaut, fest zusammen gelegt, und künstlich in einander gewunden.

Ein anderer kleiner Vogel, die Capsche Meise (parus capensis) baut ihr üppiges Nest von den Flaumen einer Art von Asclepias. Dieß Nest besteht in einem tuchartigen Gewebe, und es gibt kein wollenes Strumpfwerk, das weicher wäre. Am obern Ende springt eine kleine Röhre von einem Zolle in der Länge nebst einer Oeffnung von ungefähr drey Viertel Zoll im Durchmesser heraus. Unmittelbar unter der

Röhre ist an den Seiten eine kleine Höhle angebracht, die aber mit dem Innern des Nestes in keiner Verbindung steht; in dieser Höhle sitzt das Männchen die Nacht über, und auf diese Art ist das Männchen und Weibchen gegen das Wetter geschützt.

Der Sperling umzäunt in Südafrika rund umher sein Nest mit Dornen, und selbst die Schwalbe macht unter den Dachrinnen und in den Felsenritzen eine Röhre nach ihrem Neste, die 6 — 7 Zoll lang ist. Dieß geschieht deßhalb, damit sie gegen schädliche Thiere gesichert ist.

In heißen Gegenden leben die Thiere mehr mit einander in Feindschaft, als in jedem andern Himmelsstriche. Daher müssen sich die Vögel äußerst listig benehmen, wenn sie ihre kleine Brut vor Feinden sichern wollen. Sie haben sich vor Schlangen, die sich an den Baumstämmen hinauf winden, und vor Affen zu fürchten, die beständig auf Beute lauern. Einige bauen daher ihr Hängenest in Gestalt eines tiefen und oben offenen Beutels, andere mit einer Oeffnung in der Seite, andere sind noch vorsichtiger, und bringen den Eingang an dem Boden selbst an. Der Schneidervogel (motacilla sartoria Lin.) aber scheint noch ein größeres Mißtrauen als die übrigen Vögel zu hegen. Er vertraut sein Nest nicht einmahl dem äußersten Ende eines Zweiges an, sondern

befestiget dasselbe an das Blatt selbst. Er sucht ein trocknes Blatt, und nähet es an die Seite eines grünen Blattes an; sein schlanker Schnabel dienet ihm dabey zur Nadel, und einige feine Fasern von Baumwolle und Daunen zum Zwirne. Die Eyer des Vogels sind weiß; seine Farbe ist lichtgelb, und seine Länge beträgt drey Zoll; er wiegt nur drey Sechzehntel einer Unze, so daß die Materialien des Nestes und seine eigene Schwere diese Wohnung nicht so leicht herabreißen können, ob sie gleich nur eine sehr schwache Haltung hat.

20.

Der Heirathsbaum.

Diesen Nahmen gibt man einem Baume bey Essachosan in Schottland, der, so viel sich Garnett erinnert, eine Linde ist. Er ist sehr groß, und besteht aus zwey Hauptästen, welche nur wenige Fuß über dem Boden sich getrennt haben. Beyde Aeste oder vielmehr Stämme sind zu einer solchen Dicke und Höhe gewachsen, daß ihr Gewicht sie schon längst gänzlich aus einander gerissen haben würde, wenn nicht sonderbarer Weise in einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß, ein starker Zweig aus einem der beyden Hauptäste hervorgetrieben, und so fest in den andern hineingewachsen wäre, daß sich heutiges Tages unmöglich

mehr ausmachen läßt, aus welchem der beyden Stämme der verbindende Ast eigentlich ausgegangen ist. Durch dieses starke Band werden die beyden Stämme für immer zusammen gehalten.

21.

Die Sinnpflanze und der Hahnenkopf.

Die Reitzbarkeit einiger Pflanzen ist außerordentlich groß; jede Berührung, jeder Wind, das Wasser, das Licht wirkt auf sie, und bringt sehr sichtbare Veränderungen an ihnen hervor. Besonders verdient die Sinnpflanze (mimosa sensitiva) Bewunderung; so bald man ein Blatt von ihr berührt, legen sich gleich seine Blättchen zusammen, der Stiel sinkt unterwärts, und neigt sich gegen den Stängel hin. Wird die Berührung nicht fortgesetzt, so öffnen sich die Blätter nach einiger Zeit wieder, und der ganze Blattstiel nimmt seine vorige Lage wieder ein. Ohne alle Berührung oder Erschütterung aber erfolgt die nähmliche Erscheinung alle Abende, und des Morgens scheint die ganze Pflanze wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. An warmen Tagen ist die Reitzbarkeit dieser Pflanze größer, als an kühlen, und die Blätter schließen sich auch dann fester zusammen. Wind und Regen bringen an ihr

dieselbe Wirkung als die Berührung hervor. Haben sich die Blattstiele niedergesenkt, so sind sie so steif, daß sie abbrechen würden, wenn man sie mit Gewalt in die Höhe richten wollte.

Der bewegliche Hahnenkopf (hedysarum gyrans.), der auf den Inseln der Südsee zu Hause ist, und durch Banks und Solander auf Cooks erster Reise um die Welt entdeckt worden ist, biethet noch bewundernswürdigere Erscheinungen dar. Er hat eine doppelte Bewegung; man könnte sagen: eine willkührliche und unwillkührliche. Die letztere bemerkt man an den großen Blättchen, und sie unterscheidet sich auffallend von der Bewegung der kleinern oder Seitenblättchen. Das große Blättchen bewegt sich bloß am Tage, und richtet sich dabey nach den verschiedenen Graden des Lichts. Je stärker dieses ist, desto mehr bewegt es sich, des Nachts senkt es sich mit dem Hauptstiele herab, und die ganze Pflanze scheint sich im Schlafe zu befinden. So bald aber die Morgendämmerung anbricht, erhebt es sich allmählich mit dem Stiele wieder empor, bis es um Mittag den größten Grad seiner Höhe erreicht hat. Jetzt bemerkt man nicht nur an dem Blatte, sondern oft auch an der ganzen Pflanze eine zitternde Bewegung. Nachmittags senkt sich jenes mit dem Stiele wieder eben so herab, bis die einbrechende Dunkelheit seiner Bewegung ein Ende macht.

Die

Die willkührliche Bewegung der kleinen Seitenblätterchen dauert das ganze Leben der Pflanze Tage und Nacht hindurch fort. Sie besteht in einem wechselsweisen Aufsteigen und Fallen, und hängt nicht vom Lichte ab, das sonst der große Beweger und Erhalter der ganzen organischen Natur ist. Eines von den Blättchen hebt sich langsam nach innen gegen den Blattstiel in die Höhe, und legt sich mit der Spitze und innern oder obern Fläche an den Stiel und an das größere Blättchen an. Wenn dieses geschehen ist, fängt das gegenüberstehende Blättchen zu sinken an, und fällt, bis es mit der innern oder obern Fläche sich ganz an die untere Seite des Stieles angelegt hat. Hierauf fängt das erstgestiegene Blatt wieder zu fallen an, und so geht dieses wechselsweise Fallen und Steigen unaufhörlich fort. Der Zeitraum, innerhalb welchem diese Bewegung geschieht, ist verschieden. Binnen einer Minute hebt sich das eine Blättchen, und senkt sich das andere; öfters geschieht dieß aber weit langsamer. Hält das Blättchen eine Zeitlang eine äußere Kraft auf, so erfolgt ein Schnellen, um das Versäumte gleichsam wieder einzuhohlen.

22.

Der Grünspecht.

Der Grünspecht (picus viridis) nährt sich von kleinen Würmern und Insecten, die in dem Innern gewisser Zweige, und noch öfters unter der Rinde des alten Holzes leben. Durch starke Stöße mit dem Schnabel untersucht er längs den Aesten und Stämmen hin, ob es etwa daselbst angefaulte und hohle Stellen gebe. Klingt es irgendwo hohl, so verweilt er da und zerhackt mit dem Schnabel Rinde und Holz. Hierauf steckt er denselben in das gemachte Loch, und macht ein Gepfeife in den hohlen Baum hinein, um die schlafenden Würmer aufzuwecken und sie in Bewegung zu setzen. Alsdann streckt er die Zunge aus, und fängt vermittelst der Stacheln und der klebrigen Materie, womit sie bedeckt ist, alle kleinen Thiere weg.

23.

List und Verliebtheit der Hasen.

Es fehlt den Hasen nicht an Klugheit, um ihre zahlreichen Feinde zu täuschen: sie verbergen sich auf dem Felde hinter Erdschollen, die mit ihren Haaren gleiche Farbe haben. Wenn man sie verfolgt, so laufen sie anfänglich sehr schnell, machen dann Seitensprünge, oder kehren auf ihrer vorigen Spur zurück.

Die Weibchen laufen, wenn sie beunruhiget werden, nicht so weit als die Männchen von ihrem Aufenthaltsorte weg, aber sie machen häufigere Seitensprünge. Werden die Hasen an dem Orte, wo sie geboren sind, gejagt, so entfernen sie sich selten sehr weit davon, sondern kehren immer wieder zu ihrem Lager zurück, und jagt man sie zwey Tage hinter einander, so machen sie am zweyten Tage dieselben Seitensprünge, wie am ersten.

Fouilloux erzählt, daß er einen Hasen gesehen habe, der so klug war, daß er, als er das Waldhorn hörte, aus seinem Lager hervorstürzte, und eine Viertelmeile weit zu einem Teiche fortlief, darin fortschwamm, und sich in der Mitte desselben im Schilfe niederlegte, ob ihn gleich die Hunde nicht verfolgten. Ferner hat er einen Hasen gesehen, der einen andern Hasen aus seinem Lager vertrieb, und Besitz davon nahm, nachdem er zwey Stunden lang von den Hunden war gejagt worden. Einige schwammen über zwey bis drey Teiche, die 80 Schritte breit waren; andere liefen unter eine Herde Schafe, und wollten sie nicht wieder verlassen: andere liefen auf der einen Seite einer Hecke hinauf, und auf der andern wieder herunter, so daß zwischen ihnen und den Hunden bloß die Hecke war. Andere sprangen, wenn sie eine halbe Stunde gelaufen waren,

auf eine sechs Fuß hohe Mauer, und auf der andern Seite wieder herab.

Schon im Januar und Februar wird bey gelindem Wetter ihr heftiger Begattungstrieb rege. Mehrere Männchen bewerben sich um ein Weibchen, und werden hierbey so verliebt, daß sie gemeiniglich in einen hitzigen Streit gerathen Wenn zwey Rammler mit einander kämpfen, so sitzen beyde auf den Hintern in die Höhe gerichtet, und schlagen einander mit den Vorderpfoten so stark und nachdrücklich um die Ohren, daß man das Getöse davon in einer Entfernung von hundert Schritten vernimmt. Die Schläge folgen hierbey so schnell auf einander, daß man die einzelnen kaum unterscheiden kann. Wer in diesem Kampfe den Sieg davon trägt, der hält sich gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch zu dem errungenen Weibchen.

24.

Der Todtengräber oder Aaskäfer.

Dieser Käfer (silpha) ist beynahe so groß, wie ein Maykäfer, und hat den Nahmen Todtengräber von der besondern Eigenschaft, daß er todte thierische Körper, Frösche, Kröten, Mäuse, Maulwürfe, Ratzen, Schlangen u. s. w. gleichsam begräbt. Er hat einen äußerst feinen Geruch, und wittert daher das Aas in der Ferne.

Ehe die Todtengräber ihre Arbeit anfangen, betrachten sie den todten Körper von allen Seiten, und durchwühlen den Boden, worauf er liegt. Ist dieser zu fest, oder zeigt sich sonst ein Hinderniß, so schleppen sie das Aas an einen bequemern Ort. Hierauf kriechen sie unter dasselbe, heben es mit ihrer Brust und mit ihrem Kopfe bald vorne bald hinten in die Höhe, und scharren dabey mit ihren Vorderbeinen die Erde unter sich weg, damit der todte Körper immer tiefer einsinke. Diese Arbeit setzen sie so lange ununterbrochen fort, bis man von dem todten Körper nichts mehr über der Erde sieht. Hierauf legen sie ihre Eyer in denselben, damit die daraus entstehenden Larven sogleich volle Nahrung haben. Eine Grube für einen Maulwurf oder eine Ratze, die zuweilen eine halbe Elle tief ist, kostet fünf bis sechs solchen Todtengräbern nicht mehr als zwey bis drey Stunden Arbeit.

Um die Geschicklichkeit dieser Insecten auf die Probe zu stellen, hing man einstmahls einen Maulwurf an einem Stock, den man in die Erde gesteckt hatte, auf eine solche Art auf, daß der Körper zwar auf der Erde zu liegen schien, sie aber doch nicht berührte. Sogleich eilten die Todtengräber herbey, und fingen an die Erde aufzuwühlen; als sie aber sahen, daß der Maulwurf nicht nachsinken wollte, entschlossen sie sich den Stock ringsherum zu umgraben.

Mit dieser Arbeit fuhren sie so lange fort, bis der Stock umfiel, und der Maulwurf in das Loch hinein sank.

25.

Freundschaft einer Ente und eines Hundes.

Der Fleischer Frere zu Paris in der Straße St. Martin, besaß eine Ente, die sich in einem Stalle aufhielt, der beständig mit Hornvieh unter der Aufsicht eines schwarzen Hundes und eines Windspiels angefüllt war. Sie machte mit diesen beyden Wächtern Bekanntschaft, und gewann eine große Zuneigung zu dem schwarzen Hunde. Anfänglich bezeigte sie ihm diese durch die ihrer Art eigenen Begrüßungen, und blieb stets an seiner Seite. Als aber nachher der Hund ihre Anhänglichkeit durch sein sanftes und freundschaftliches Betragen gegen sie erwiederte, wurde sie dreuster, und nahm an allen Spielen der beyden Hunde Antheil. Wenn das Windspiel den schwarzen Hund verfolgte, so entfloh sie mit diesem, und wenn er jenes angriff, so verfolgte sie dasselbe mit dem schwarzen Hunde. Ja, sie brachte es sogar so weit, daß sie ihre gebrochene Stimme und ihren hinkenden Gang mit dem Bellen und schnellen Springen des schwarzen Hundes vereinigte, um die Ochsen und Schafe nach dem Schlachthause oder nach

einem andern Orte zu bringen. Wenn sich der Hund legte, setzte sie sich auf seinen Rücken, und wenn sie sich hier angeklammert hatte, und sich etwa eine Stimme oder sonst ein Geräusch hören ließ, so sprang der Hund auf, und lief mit der Ente wie ein Pferd mit seinem Reiter auf dem Rücken, davon. Die Ente hielt ihn mit ihrem Schnabel beym Halse fest, und ließ ihn nicht leicht los.

26.

Der Indische Ichneumon.

Der Indische Ichneumon (viverra Ichneumon) lebt in Ostindien, und hält in seiner Größe das Mittel zwischen dem Wiesel und dem Mungo. Er ist ein geschworner Feind der Schlangen, und daher für die Bewohner heißer Länder von sehr großem Nutzen. Wenn dieß kleine Thier eine auch noch so große Schlange erblickt, so schießt es sogleich auf sie los, und faßt sie bey der Kehle, so bald es sich nur auf einem freyen Platze befindet, wo es Gelegenheit hat, fortzulaufen und ein gewisses Kraut aufzusuchen, das man die Indische Schlangenwurz nennt. Der Instinkt lehrt ihm, daß diese ein Gegengift gegen das Gift des Bisses sey, wenn es die Schlange etwa gebissen haben sollte. Percival wohnte zu Colombo auf Ceylon einem Versuche bey, den man in dieser Hinsicht an-

stellte, um hinter die Wahrheit dieser Sache, die man bisher noch bezweifelt, und die zuerst Kämpfer in Europa bekannt gemacht hatte, zu kommen. Anfänglich zeigte man dem Ichneumon die Schlange in einem verschlossenen Zimmer. Als man ihn auf den Boden setzte, verrieth er nicht die geringste Lust seinen Feind anzugreifen, sondern lief im ganzen Zimmer herum, und suchte allenthalben nach, ob er ein Loch oder eine Oeffnung fände, durch welche er hinaus kommen könne. Da er nichts dergleichen gewahr wurde, so kam er eilig zu seinem Herrn zurück, und kroch ihm in den Busen; durch nichts konnte man ihn dahin bringen, denselben wieder zu verlassen, und der Schlange die Spitze zu biethen. Man brachte ihn daher aus dem Hause, und setzte ihn auf einem freyen Platze bey seinem Gegner nieder. Kaum befand er sich hier, so stürzte er sogleich auf die Schlange los, und tödtete sie augenblicklich; dann verschwand er plötzlich auf einige Minuten, kam aber zurück, so bald er das Kraut gefunden, und davon gefressen hatte. Dieser heilsame Instinkt nöthigt dieß Thier jedes Mahl zu diesem Kraute seine Zuflucht zu nehmen, wenn es mit einer Schlange (mag diese nun giftig seyn, oder nicht) gekämpft hat. Diejenige, die man zu dem Versuche in Colombo gewählt hatte, war ganz unschädlich.

27.

Geschicklichkeit des Orang = Utang.

Der berühmte Büffon sah im Jahre 1740 zu Paris einen Orang = Utang (simia satyrus) der sehr viele Ernsthaftigkeit, Folgsamkeit und Gelehrigkeit besaß. Dieser Affe ging stets aufrecht, beleidigte niemand, sondern näherte sich bescheiden allen Personen, die zu ihm kamen, gab ihnen die Hand, ließ sich gern von ihnen liebkosen, ging mit ihnen mit gesetzter Miene und gravitätischem Gange spatzieren, und begleitete sie wieder an die Thür. — Er setzte sich mit an den Tisch, bediente sich beym Essen des Löffels und der Gabel, trank aus einem Glase, das er sich selbst gefüllt hatte, stieß, wenn er zum Gesundheitstrinken aufgefordert wurde, damit an die Gläser der übrigen Tischgenossen an, und wischte sich mit der Serviette den Mund ab. So hohlte er auch eine Theeschale, warf Zucker hinein, und schenkte sie voll Thee und trank denselben, nachdem er ihn hatte kalt werden lassen. Zu diesem allen war er so abgerichtet, daß er es auf den bloßen Wink oder das Wort seines Herrn that; sehr häufig verrichtete er dieß auch ohne alles Geheiß.

Leguat sah auf Java einen Orang = Utang, der sich jeden Tag ordentlich sein Bett machte, den Kopf auf ein Kopfküssen legte, und eine Decke über sich zog. Hatte er Kopfschmerzen,

so band er sich ein Tuch um den Kopf; wo es nicht wenig sonderbar aussah, wenn man ihn auf diese Art im Bette liegen fand.

Gemelli Careri erzählt von einem Weibchen des Orang-Utang, daß es wie ein Kind geklagt, immer auf den Hinterbeinen gegangen sey, und seine Matte unter den Arm genommen habe, wenn es sich schlafen legen wollte.

Herr de la Brasse hatte sich zwey, ungefähr zwey Jahre alte Orang-Utangs gekauft, und nahm sie mit an Bord seines Schiffes. Wenn sie etwas nöthig hatten, so gaben sie den Schiffsjungen durch ein vernehmliches Zeichen zu verstehen, was sie haben wollten, und wenn bisweilen diese Jungen ihnen nicht das gaben, was sie verlangten, so erzürnten sie sich, faßten sie beym Arme, bissen sie und warfen sie über den Haufen. Das Männchen wurde krank und ließ sich wie ein Mensch aufwarten. Während seiner Krankheit wurde ihm zwey Mahl zur Ader gelassen, und wenn es sich nachmahls nicht wohl befand, so zeigte es beständig auf den Arm, daß man ihm wieder Ader lassen möchte, gleichsam als wenn es wüßte, daß der Aderlaß ihm vorher geholfen hätte.

Die Orang-Utangs sind sehr stark und werden leicht wüthend, alsdann brechen sie starke Aeste von den Bäumen, und schlagen damit nach ihren Feinden. Als man, erzählt von Wurmb (in seinen Merkwürdigkeiten aus Ost-

indien Seite 253) einen Orang = Utang fangen wollte, brach er starke Zacken von den Bäumen ab, und schlug so wüthend damit um sich herum, daß man ihn durchaus nicht lebendig fangen konnte.

Wenn man diese Affenart jung fängt, so werden sie sehr zahm, gewöhnen sich an den Menschen, und lassen sich, da sie sehr gelehrig und geschickt sind, zu allerhand Künsten und Geschäften abrichten. Sie lernen z. B. auf dem Seile tanzen, Wasser hohlen, Reiß stampfen, Gläser und andere Gefäße ausspülen, den Bratspieß drehen u. s. w.

28.

Der Spritzfisch.

Die kleinen Spritzfische in Ostindien nähren sich von Insecten, und wissen dieselben nicht bloß im Wasser zu erhaschen, sondern auch, wenn sie sich noch außer demselben befinden. Sie schwimmen in der Nähe der Küsten herum, und so bald sie ein Insect auf einer Pflanze bemerken, spritzen sie so gleich und zwar so lange Wasser auf dasselbe, bis es in das Meer fällt, und ihnen zur Beute wird. Oft macht man sich in Ostindien das Vergnügen, sie bey diesem Geschäfte zu beobachten. Man thut etliche davon in einen Eimer mit Wasser, auf dessen Rand man eine Fliege mit einer Nadel befesti-

get. So gleich schließen sie einen Kreis um die arme Gefangene, und spritzen auf sie mit lebhaftem Wetteifer los.

29.

Eifersucht und Freundschaft einer Gans.

So einfältig auch die Gans zu seyn scheint, so hat man doch mehrere Beyspiele von ihrem Betragen, welche Verstand und Empfindung der Liebe und Anhänglichkeit zu verrathen scheinen. Folgende Nachricht von einer Gans erzählt Büffon, die ihm einer seiner Freunde mitgetheilt hat.

Zwey Gänseriche, ein grauer und ein weißer (der letztere hieß Jacob) lebten mit drey Weibchen zusammen, und waren ihre beständigen Begleiter. Hatte Eines von den Männchen die Oberhand, so übernahm es die Leitung derselben, und das andere durfte sich ihnen nicht nähern. Wer des Nachts über Meister blieb, wollte bey Tage nicht nachgeben, und die beyden Gänseriche fochten oft wüthend mit einander, daß man hinzulaufen und sie von einander trennen mußte. Eines Tages wurde ich durch ihr Geschrey in den Hintergrund des Gartens gelocket, und hier sah ich, daß sie sich einander beym Kopfe hatten, und mit den Flügeln mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Stär-

te auf einander losschlugen. Die drey Weibchen liefen um sie herum, als wünschten sie dieselben von einander zu bringen, allein ihre Bemühung war vergeblich; endlich zog der weiße Gänserich den Kürzern, er unterlag, und wurde von dem andern sehr übel behandelt. Ich trennte sie, und das war für den Weißen ein Glück, da er sonst sein Leben würde eingebüßt haben. Hierauf fing der graue Gänserich an zu schreyen, zu schnattern, mit den Flügeln zu schlagen, und lief eilends den Weibchen nach, machte jedem ein lautes Compliment, welches dieselben auch erwiederten, und sie gesellten sich zugleich von freyen Stücken zu ihm.

Der arme Jacob befand sich unterdessen in einem kläglichen Zustande; er zog sich zurück, und ließ in der Entfernung Klagetöne hören. Seine Niedergeschlagenheit und Traurigkeit hielt mehrere Tage an, während ich manches Mahl Gelegenheit hatte, über den Hof zu gehen, wo er sich aufhielt Ich sah ihn beständig aus der Gesellschaft ausgestoßen, und wenn ich vorbey ging, kam er alle Mahl schnatternd auf mich losgegangen. Eines Tages kam er mir so nahe, und äußerte so viele Freundschaft gegen mich, daß ich nicht umhin konnte, ihn zu liebkosen, indem ich meine Hand bald über seinen Rücken legte, bald um seinen Hals schlang. Hierüber schien er so gerührt, daß er mir bis an die Hofthür nachfolgte. Als ich des andern Ta-

ges wieder vorbey ging, rannte er auf mich los, und ich machte ihm die nähmlichen Liebkosungen wie gestern; allein hiermit war er nicht zufrieden, sondern schien durch seine Geberden und Bewegungen zu verstehen zu geben, daß ich ihn zu seinen Gefährten führen möchte. Ich brachte ihn daher bis an den Platz, wo sie sich aufhielten, und bey seiner Ankunft fing er zu schreyen an, und richtete seine Anrede geraden Weges an die drey Weibchen, die auch nicht ermangelten, ihm zu antworten. Allein so gleich sprang der graue Sieger auf Jacob los; ich ließ sie einen Augenblick beysammen; jener war immer der stärkere; ich half meinem Jacob, der aber unterlag; ich stand ihm nochmahls bey, und auf diese Art fochten sie eilf Minuten mit einander, und vermittelst meines Beystandes erhielt Jacob die Oberhand über den grauen Gänserich, und nahm von den drey Weibchen Besitz.

Als sich mein Freund Jacob als Sieger erblickte, wagte er nicht mehr die Weibchen zu verlassen, und kam daher nicht länger auf mich los, wenn ich vorbey ging; bloß in der Entfernung gab er mir manche Beweise von seiner Freundschaft, indem er laut aufschrie, und mit den Flügeln um sich schlug; seine Gefährtinnen verließ er nicht, weil er vielleicht fürchtete, sein Gegner möchte sich in ihren Besitz setzen. Auf diese Art fuhr er bis zur Brüthezeit fort, und

nie anders als bloß in der Ferne schnatterte er mich an. Als aber seine Weibchen zu sitzen anfingen, verließ er sie, und verdoppelte seine Freundschaft gegen mich. Eines Tages folgte er mir bis an die Eisgrube, oben auf der Anhöhe des Parkes nach, wo ich mich nothwendig von ihm trennen mußte, um meinen Weg noch eine halbe Stunde weiter in einen Wald fortzusetzen; ich sperrte ihn daher in den Park ein. Kaum aber merkte er, daß ich mich von ihm losgerissen hatte, als er ein sonderbares Geschrey ausstieß. Jedoch ging ich meinen Weg fort, und mochte ungefähr ein Drittheil davon zurückgelegt haben, als ich das Geräusch von einem schwerfälligen Fluge vernahm, und mich daher umdrehte; zu meinem Erstaunen erblickte ich meinen Jacob nur noch vier Schritte von mir. Er folgte mir allenthalben hin nach, bald ging er, bald flog er, und wenn er etwas vor mir voraus war, so machte er an Kreuzwegen Halt, um zu sehen, welchen Weg ich gehen würde. Unsere Wanderung dauerte von Morgens 10 Uhr an, bis Abends um 8 Uhr, und mein Gefährte folgte mir durch alle Krümmungen des Waldes nach, ohne daß er davon ermüdet zu werden schien.

Nachmahls begleitete er mich überall hin, und ich konnte nirgend hin gehen, ohne daß er meine Tritte ausfindig machte; daher suchte er mich sogar eines Tages in der Kirche auf. Ein

anderes Mahl, als er vor dem Fenster des Pfarrers vorbey ging, hörte er mich in dessen Stube sprechen; und da er das Thor offen fand, so kam er hinein, stieg die Treppen hinauf, und trat in die Stube, und machte, zum nicht geringen Schrecken der Familie, ein lautes Freudengeschrey.

Es thut mir leid, daß ich zuerst unsere Freundschaft aufgab, allein dieß war nothwendig. Der arme Jacob glaubte, daß er in den schönsten Zimmern eben so frey und ungestört hausen könne, als in seinem Stalle, und nach manchen unangenehmen Zufällen dieser Art sperrte man ihn ein, und ich bekam ihn nicht wieder zu sehen. Seine Unruhe dauerte über ein Jahr lang, wo er vor Kummer starb. Er war, wie man mir hernach erzählte, so dürr wie ein Stück Holz geworden, und man verheimlichte seinen Tod über zwey Monate lang vor mir, welcher im dritten Jahre unserer Freundschaft erfolgte.

30.
Der Schlangenkampf.

Als ich eines Tages allein und einsam in meiner wilden Hanflaube saß, (erzählt jemand, der sich in Amerika aufhielt,) wurde meine Aufmerksamkeit auf ein Mahl durch ein rauschendes Getöse erregt, das nur wenig Schritte von mir ent-

entfernt schien. Ich blickte rund um mich her, ohne das Geringste zu entdecken, bis ich an einem großen Hanfstengel *) in die Höhe kletterte, und zu meinem Erstaunen zwey Schlangen von beträchtlicher Größe erblickte, deren eine die andere mit vieler Geschwindigkeit durch das freye Hanfstoppelfeld verfolgte. Die angreifende war von der schwarzen Gattung, und hielt gute sechs Fuß; die fliehende war eine Wasserschlange von ziemlicher Größe. Sie trafen sich bald, und die Wuth ihres ersten Angriffs war so heftig, daß sie augenblicklich fest in einander verschlungen schienen, und während daß sie mit ihren verschränkten Schwänzen heftig gegen den Boden schlugen, mit fürchterlich aufgesperrten Rachen einander gegenseitig zu zerfleischen strebten. Ihre Köpfe schienen ganz klein und zusammengedrückt, und ihre Augen schossen Feuer. Nachdem dieser Kampf ungefähr fünf Minuten gedauert hatte, glückte es der letztern, sich von der erstern los zu machen; worauf sie sogleich nach dem nicht weit entfernten Teichgraben zuschlüpfte. Ihre Gegnerinn nahm alsbald eine andere Stellung an, ver=

*) Der Hanf wächst in diesen Gegenden von Amerika zu einer Höhe von 15 Fuß, und wird so stark und ästig, wie junge Bäume.

folgte die Flüchtige mit sichtbarem Uebermuthe, halb aufgerichtet, halb kriechend, erreichte und griff dieselbe von neuem, jedoch nicht unerwartet, an; denn diese hatte nicht so bald ihre Feindinn sich nahen gesehen, als sie derselben augenblicklich in gleicher Stellung entgegen rückte. Es war ein fürchterlicher Anblick, beyde in dieser Lage mit aufgesperrten Rachen gegen einander kämpfen, und sich wechselsweise die grimmigsten Bisse versetzen zu sehen. Wiewohl beyde Anfangs gleich muthig und erbittert schienen, so verriethen doch die Bewegungen der Wasserschlange, daß sie sich in ihr natürliches Element, nähmlich den Teich zurückzuziehen wünschte. Die scharfsichtige Schwarze merkte nicht so bald dieses Vorhaben, als sie ihren Schwanz zwey Mahl um einen der dort befindlichen dicken Hanfstängel wand, ihre Gegnerinn bey der Gurgel faßte — und zwar nicht mit ihren Zähnen, sondern durch zweymahliges Umschlingen um ihren Nacken, — und sie so von dem Teiche zurückzog. Jene, um eine gewisse Niederlage zu vermeiden, faßte hierauf gleichfalls einen in der Nähe stehenden ähnlichen Strunk, und sah sich nun durch diesen gewonnenen Wiederhalt im Stande gesetzt, den Kampf mit ihrer trotzigen Gegnerinn wieder muthig zu erneuern. Man denke sich das sonderbare Schauspiel! Zwey große Schlangen mit dem Schwanze am Boden geheftet und mannigfaltig

in einander verschlungen, die sich in ihrer ganzen Länge ausstrecken und gegenseitig vergeblich ringen, einander aus dieser vortheilhaften Stellung zu bringen. In den Augenblicken der höchsten Anstrengung schien der umwundene Theil ihres Körpers ganz dünn, indeß der übrige sichtbar aufschwoll, und bisweilen von einem überhinrollenden wellenförmigen Zucken in zitternde Bewegung gesetzt wurde. Ihre Augen brannten wie Feuer, und schienen ihnen aus dem Kopfe springen zu wollen. Einmahl schien der Streit entschieden; die Wasserschlange zog sich in zwey große Ringe zusammen, durch welche Veränderung es ihr denn gelang, ihre Gegnerinn ungewöhnlich auszudehnen; allein in dem nächsten Augenblicke erhielten die erneuerten Bestrebungen der Schwarzen unerwartet die Oberhand; sie schmiegte sich ebenfalls in zwey große Krümmungen, und verlängerte dadurch die Ausdehnung der Wasserschlange wieder in eben der Maße, als sie die ihrige verkürzte.

Auf diese Art kämpften beyde geraume Zeit mit abwechselndem Erfolge, und der ungewisse Sieg schien sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen, bis endlich der Strunk, an welchem sich die schwarze Schlange angeklammert hatte, plötzlich nachgab, und Ursache war, daß beyde in demselben Augenblicke in den Teich stürzten. Aber auch das Wasser vermochte nicht ihren Grimm auszulöschen. Die Bewegungen,

die ich darin wahrnahm, ließen mich ihrem gegenseitigen Kampfe noch immer folgen, ob ich schon davon nichts unterscheiden konnte. Indessen kamen sie gar bald wieder auf der Oberfläche zum Vorscheine, und zwar noch immer in einander verschlungen, wie bey ihrem ersten Angriffe. Auch in diesem Elemente schien jedoch die schwarze Schlange ihre bereits gezeigte Ueberlegenheit zu behaupten, indem sie den Kopf ihrer Gegnerinn mit dem ihrigen ohne Unterlaß niederbeugte und so lange unter das Wasser drückte, bis jene endlich erstickt schien und untersank. Der Sieger ward dieser Niederlage nicht so bald gewahr, als er jene dem Strome überließ, sich wieder ans Land begab und in das Gebüsche schlüpfte.

31.

Der eifersüchtige Papagey.

In Südamerika ist eine Art Papagey zu Hause, die Aras (psittacus makao) heißt, in Palmwäldern lebt und sehr schön aussieht. Er ist der größte unter allen Papageyarten, und gewöhnlich so groß als ein Phasan. Der Aras lernt außerordentlich gut sprechen, wenn man ihn von Jugend auf darin unterrichtet; er hat eine starke und deutliche Stimme, ist zahm und läßt sich gern liebkosen. Einer von den Französischen Mönchen hatte, wie der Pater Labat

in seinen Reisen nach Westindien erzählt, einen solchen Vogel, der mit seinem Herrn sehr vertraulich lebte, und auf ihn so eifersüchtig war, daß sich ihm niemand nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Aras gebissen zu werden. Man mußte ihn daher einsperren, wenn sein Herr Messe lesen sollte. Versäumte man dieses, und fand der Vogel Gelegenheit heraus zu kommen, so begleitete er ihn, setzte sich auf die Treppe, die zum Altare führte, und gab durchaus nicht zu, daß der Chorjunge ihm zu nahe kam. Einstmahls kam dieser Papagey los, als gerade sein Herr und einige andere Glaubensverbreiter barbieret werden sollten. Nach seiner Gewohnheit nahm er den Platz bey seinem Herrn, und blieb so lange ruhig, bis dieser hinging, um sich barbieren zu lassen. Nun sträubte er seine Federn. Man schmeichelte ihm, gab ihm Futter, und brachte es endlich so weit, daß er dem Barbier erlaubte, seinen Herrn einzuseifen. Als er jenen aber das Schermesser nehmen und sich ihm damit nähern sah, schrie er aus allen Kräften, fuhr dem Barbier in die Beine, und biß ihn mit einer solchen Erbitterung, daß das Blut stark darnach floß. Hierauf flog er seinem Herrn auf das Knie und von da auf die Schultern, wo er zu schreyen anfing, die Federn sträubte, und mit aufgesperrtem Schnabel der ganzen Gesellschaft zu drohen schien. Es kostete seinem Herrn viele Mühe,

ihn zu beruhigen; worauf er ihn in ein anderes Zimmer that, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hier schrie der Papagey unaufhörlich, biß in die Thür, und that alles, was in seiner Macht stand, um wieder heraus zu kommen.

Der Pater Labat hatte einen Hund, welchen der Herr des erwähnten Papageys oft liebkosete. Allein dieß wollte er durchaus nicht leiden, und es brachte ihn so sehr auf, daß, so bald er den Hund erblickte, er auf ihn zulief oder flog, sich ihm auf dem Rücken setzte, und ihn ganz gewaltig biß.

32.

Das Mammut.

Dieses Thiergeschlecht ist jetzt nicht mehr vorhanden, ob man schon Knochen davon am Ohioflusse in Nordamerika und anderwärts findet. Der Herr von Humbold hat dergleichen Knochen auch in Südamerika bey Santa Fé im Riesenlager in einer Höhe von 1378 Fuß entdeckt. Die großen Thierknochen, die man in Siberien und selbst in Deutschland gefunden hat, gehören dem Elephanten an, allein diejenigen, die man in Amerika ausgegraben hat, sind von einem ganz andern Thiergeschlechte, welches besonders die auffallende Gestalt seiner Backenzähne zeigt. Der Dr. Hunter, der im Jahre

1767 nebst seinem Bruder Gelegenheit hatte, diesen Theil der Naturgeschichte zu untersuchen, hat bewiesen, daß die Fossilienknochen und Zähne, die man von einem ungeheuern Thiere am Ohio findet, nicht allein größer, als beym Elephanten, sondern daß auch die Hauer mehr gewunden und spiralförmiger als die Elephantenzähne seyn, und daß sich die Schenkel- und Backenknochen in mehrern Hinsichten von jenen des Elephanten unterscheiden. Allein diesen Unterschied zwischen dem Mammut und dem Elephanten setzt vollends die Gestalt der Backenzähne außer allen Zweifel, welche zugleich deutlich beweisen, daß sie von einem fleischfressenden Thiere, oder zum wenigsten von einem solchen herrühren, das so wohl thierische als Pflanzennahrung frißt.

Zwey Skelette von diesem Thiere wurden im Jahre 1801 im Staate von Newyork in der Nachbarschaft von Newburgh gefunden, das Eine kam in das Museum der Naturgeschichte nach Philadelphia, das Andere aber wurde nach England gebracht und in London gezeigt. Von beyden Thieren fand man alle Halsknochen, die meisten Wirbelbeine des Rückgrades, und einige Schwanzknochen; die meisten Rippen, die fast gänzlich zerbrochen waren, beyde Schulter- und beyde Achselblätter nebst den Spindeln (Röhren) und Armen; einen Schenkel, die Röhre, ein Schien- und ein Wa-

denbein; einige große Stücke vom Kopfe, viele Theile von den Vorder- und Hinterbeinknochen, das Knochenbecken, welches etwas zerbrochen war, und ein großes fünf Fuß langes Stück vom linken Zahne bis gegen die Mitte hin.

Das Land, wo man diese Knochen fand, gehörte einem Pachter, und da die Felder damahls mit Getreide besäet waren, so verschob man das Nachsuchen nach den übrigen Knochen eine kurze Zeit, besserte unterdessen die zerbrochenen aus, und setzte das Ganze zusammen. Als man nachher das Nachsuchen wieder vornahm, stieß einer von den Arbeitern, der mit seinem Spaten etwas tiefer als gewöhnlich stach, auf etwas, das er für ein Stück Holz hielt, allein als man hineinschnitt, um zu sehen, von welcher Art es sey, entdeckte es sich, daß es ein Knochen und zwar der Schenkelknochen war; dieser war drey Fuß neun Zoll lang, und hatte da, wo er am dünnsten war, achtzehn Zoll im Umfange. Nach vieler Mühe und Arbeit und nach vielem Suchen in verschiedenen Morästen fand man noch andere Knochen und Ueberreste, bis endlich das Fehlende größten Theils ergänzt war. Aus diesen Knochen hat man die Skelette von den beyden ungeheuern Thieren zusammen gesetzt. Man glaubt, daß das Mammut mit Wolle oder Haaren bedeckt gewesen sey. — Dr. Hunter

beschließt seine Abhandlung über dieß Thier mit der Aeußerung, daß, wenn es wirklich fleisch-fressend gewesen sey, wie sich nicht zweifeln lasse, wir dem Himmel nicht genug danken könnten, daß er ein solches Geschlecht habe aussterben lassen.

II.

Merkwürdigkeiten aus der Kunstgeschichte.

1.

Das dehnbare Glas.

Ein Künstler zu Rom, der einen Bau geschickt vollendet hatte, wurde zwar vom Kaiser Tiberius reichlich dafür beschenkt, aber auch zugleich aus Neid und Eifersucht von ihm aus Rom verbannt. In seinem Verweisungsorte erfand er eine Mischung von Glas, welches eine solche Festigkeit hatte, daß es eben so wenig als Gold oder Silber zerbrach, aber doch so dehnbar und biegsam war, daß es sich wie ein Metall hämmern und schmieden ließ. Er machte daher von dem reinsten Glase dieser Art einen Becher, welchen er dem Tiberus schenken wollte, in der Hoffnung, daß dieser ihn wegen der

gemachten Erfindung wieder begnadigen würde. Nach Vollendung seines Werkes reisete er also nach Rom, und überreichte dem Tiberius das Geschenk, welcher es bewunderte und annahm. Um die Bewunderung der Anwesenden in Erstaunen zu verwandeln, und sich ganz die Gnade des Kaisers zu erwerben, nahm der Künstler den gläsernen Becher, welchen Tiberius eben aus der Hand gesetzt hatte, und warf ihn mit aller Gewalt wider die Erde. Der Becher zerbrach nicht, sondern wurde nur verbogen; der Kaiser und die Anwesenden staunten, der Künstler aber brachte unter seinem Kleide einen kleinen Hammer hervor, hob den Becher auf, und gab ihm gerade so wie einem metallenen Gefäße, durch öftere Schläge mit dem Hammer, die gehörige Gestalt wieder. Tiberius fragte, ob diese Kunst mehreren bekannt sey. Der Künstler verneinte es. Hierauf befahl der Kaiser diesem Manne sogleich den Kopf abzuschlagen, und auch seine Werkstätte zu zerstören, damit die Kunst nicht bekannt würde, und etwa dem Golde, Silber und andern Metallen ihren Werth benehmen möchte.

Plinius und mehrere seiner Zeitgenossen erzählen diese Geschichte; neuere Naturforscher aber ziehen die Wahrheit dieser Erfindung in Zweifel.

2.

Sympathetische Tinten.

Diese Benennung gibt man denjenigen Flüssigkeiten, womit man Schriftzüge bildet, die nur erst alsdann sichtbar werden, nachdem man damit einige Veränderungen vorgenommen hat. Schreibt man z. B. mit Citronen- oder Zwiebelsaft, oder mit zerriebenem und im Wasser aufgelösetem Salmiak auf weißes Papier, so färben sich die vorher unsichtbaren Buchstaben erst alsdann, wenn das Papier am Feuer erwärmt wird. Schreibt man mit Urin oder weißem Essig, so erscheint die Schrift erst, wenn man sie mit verbranntem Papier reibt. Hat man aber mit in Branntwein aufgelösetem und durchgeseihetem Vitriol geschrieben, so erscheint die Schrift erst, wenn man sie mit einem Absude von Galläpfeln und Wein vermittelst eines Schwammes, einige Zeit gelinde reibt.

3.

Milchzucker.

Ein süßes Salz, welches man durch Abrauchen und Crystallisation aus der Milch erhält, wird Milchzucker genannt. Die Einwohner in Irkuz verfahren dabey auf folgende Art. Sie lassen die eben gemolkene Milch allmählig erkalten, und gießen sie ungekocht und

unabgerahmt in eiserne Gefäße, setzen sie dem Froste aus, und lassen sie gefrieren. Wenn sie zu Eis gefroren ist, erwärmen sie das Gefäß nur ein wenig, damit sie den ganzen Eisklumpen mit einem hölzernen Spatel vom Gefäße ablösen können. Um diesen Eisklumpen herum setzt sich bald Fingers dicker weißer Puder an, der immer häufiger hervor dringt, je mehr man den Eisklumpen der kalten Luft aussetzt, und dieses ist der Milchzucker. Nimmt man ein Stückchen von diesem zu einem Eisklumpen gestampften Puder, und löset es in Wasser auf, so hat man gleich die wohlschmeckendste Milch.

4.

Geschichte des Brotes.

So gemein und einfach die Kunst das Brot zu backen ist, so wichtig ist sie doch für das menschliche Geschlecht, weil das Brot die vornehmste Nahrung eines großen Theils desselben ist, und die einzige Nahrung des Armen ausmacht. Die Leichtigkeit zu dessen Besitze zu gelangen, ist zu allen Zeiten für ein vorzügliches Glück, so wie der Mangel desselben für das empfindlichste Unglück gehalten worden. Man bediente sich daher desselben zu allen Zeiten, auch bey gottesdienstlichen Handlungen, und opferte Gott die Erstlinge des feinsten Mehls.

Das Brot ist ein Product des Pflanzenreiches, und verdient schon um deßwillen vor allen andern Nahrungsmitteln den Vorzug, weil es das natürlichste und gesundeste ist. Der Bau derjenigen Pflanzen, welche Mehl geben, ist der einzige Gegenstand des Ackerbaues, und beschäftiget den zahlreichsten und gesundesten Theil der Einwohner eines Staats; eine neue Ursache, welche die Unschätzbarkeit des Brotes vermehret.

Das Brot besteht aus Mehl, welches vermittelst des Feuers mit Wasser und Luft zu einem trocknen und bequemen Körper vereinigt worden ist. So einfach diese Arbeit ist, so erfordert sie doch sehr verschiedene Bemühungen und viele Einsicht, wenn sie ihre gehörige Vollkommenheit haben soll. Daher ist die Kunst Brot zu backen, mit dem Luxus und dem dadurch verfeinerten Geschmacke zu allen Zeiten in gleichen Schritten gegangen. Sie war roh und äußerst unvollkommen, stieg nach und nach zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit, sank wieder zu ihrer ersten Kindheit herab, wurde wieder erhoben; alles so wie Geschmack und Sitten zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Nationen stiegen oder sanken.

Es ist unmöglich den Zeitpunct zu bestimmen, da man sich zuerst des Brotes bedient hat. So lange die Menschen ohne bürgerliche Gesellschaft lebten, aßen sie die Korn-

früchte so roh und unzubereitet, wie die Eicheln, Castanien und Nüsse. Ein witziger Kopf fing an, die Kornähren zu rösten, ehe er sie aß, und man fand seine Erfindung vortrefflich. Noch jetzt wird das Korn in der Türkey auf diese Art gegessen. Ein anderer ging noch weiter, er zerknirschte die Körner, goß Wasser darauf, und machte daraus einen Brey, den er roh aß; er wurde von seinen Zeitgenossen anfänglich für einen verzärtelten Wollüstling gehalten, bis endlich diese leckere Neuerung auch ihren Beyfall gewann. Vermuthlich ist man durch diese und andere Stuffen auf die Kunst gekommen, die Kornfrüchte in Mehl, das Mehl in Teig, und den Teig in Brot zu verwandeln.

Die Römer kochten anfänglich die Körner so roh, wie sie waren, und aßen sie so, wie wir den Reiß und die Gerstengraupen essen. Nachher fielen sie darauf, sie zu brennen, wie man in Asien den Kaffeh brennt, d. i. lange nicht so stark, wie bey uns. Numa machte diese Zubereitung zu einer Gewissenssache, und stiftete 715 Jahre vor Christi Geburt einen Festtag, an welchem im Februar das Rösten oder Braten des Korns gefeyert wurde.

Geraume Zeit darauf fingen die Römer an, die Körner in einem Mörser zu stampfen, und sie alsdann mit Wasser zu einem Brey zu kochen. Dieser Brey war so sehr nach ihrem Geschmacke, und wurde von ihnen so lange bey-

behalten, daß sie bey andern Völkern auch den Nahmen Breyesser bekamen. Dieses berühmte Volk wußte sehr lange nichts von dem Brote. Erst 400 Jahre vor Christi Geburt fing es an aus dem Mehle einen Teig, und aus diesem eine Art von Kuchen zu machen, welchem es auf eine verschiedene Weise einen angenehmen Geschmack zu geben suchte. Das war nun ein sehr wichtiger Schritt zu der Kunst Brot zu backen, welche einige hundert Jahre darauf, ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt, in Rom schon völlig im Gange war. Allein sie war keine Römische Erfindung. Sie wurde durch Griechische Bäcker dahin gebracht, indem Griechenland in der Verfeinerung der Sitten, und in dem Luxus den Römern um mehrere Jahrhunderte voran gegangen war.

Nachdem die Römer diese Kunst einmahl erlernt hatten, so wandten sie alles an, sie zu behalten, und immer mehr zu verbessern. Zu Augusts Zeiten waren über dreyhundert Bäcker in Rom, welche zugleich ihre Mühlen hatten, und man backte hier endlich so schönes Brot, als in Athen.

Indessen daß man sich in Rom in allen Arten der Ueppigkeit badete, lebte man in den übrigen Gegenden von Europa noch in der ursprünglichen Einfalt. Der wollüstige Römer fütterte sich mit Kuchen aller Art, mit Torten und Pasteten, da inzwischen der genügsamere

Deutsche

Deutsche und Gallier die Getreidekörner noch roh aß, oder wenn er ja seinem Gaumen einmahl ein Fest geben wollte, sie von den äußern Hülsen reinigte, und sie wie Graupen aß. Doch diese erste Einfalt dauerte nicht lange. Roms Herrschaft machte sie gar bald mit seinen Künsten und Leckereyen bekannt, und die Gallier waren das erste Volk, welches sich ihnen in Europa überließ, und sie nach und nach auch ihren Nachbarn mittheilte. Die Einfälle der barbarischen Völker hemmten zwar diese, so wie die andern Künste, eine Zeitlang in ihrem Fortgange, allein sie unterdrückten solche doch nicht ganz, und da sie ihren Werth einmahl eingesehen hatten, so nahmen sie solche selbst an, unterstützten sie, und trieben sie immer weiter. Auf diese Art hat sich die Kunst Brot zu backen in Europa immer weiter ausgebreitet, bis sie endlich in einigen Gegenden Frankreichs die höchste Vollkommenheit, deren sie fähig zu seyn scheint, erreicht hat.

5.

Die Spiegel der Alten.

Die Natur wies uns die ersten Spiegel in dem Krystalle der Bäche und Wasser, und nach ihr sann unsere Eigenliebe auf Mittel, unser Bild eben so zu vervielfältigen. Die ersten künstlichen Spiegel, die zu Brundus aus Erz

mit Zinn versetzt, verfertiget wurden, waren als die besten von dieser Art berühmt. Man machte sie auch von bloßem Erz, bloßem Zinn, und polirtem Eisen. Man gab aber in der Folge den silbernen den Vorzug, die ein gewisser Praxiteles erfand. Zu Homers Zeiten müssen die Spiegel in Griechenland für kein so außerordentlich wichtiges Stück gehalten worden seyn, weil man sie nicht in seiner schönen Beschreibung von Juno's Toillette antrifft, wo er doch alles zusammenhäuft, was zum ausgesuchtesten Putz beytragen kann.

Bald verschönerte die Prachtsucht die Spiegel, man verschwendete das Gold, das Silber und die Edelsteine daran, und machte Geräthe von sehr großem Werthe daraus. Seneca sagt, der Werth einiger derselben habe die Mitgift von 11000 Assen überstiegen, welche der Senat aus dem öffentlichen Schatze der Tochter des Scipio angewiesen hatte. Man putzte die Wände der Gemächer mit Spiegeln, man überzog damit die Schüsseln, worin die Speisen auf die Tafel gesetzt wurden, und sogar die Becher und Trinkgeschirre, die das Bild der Gäste bis ins Unendliche vervielfachten; „ein Volk von Bildern,“ nennt es Plinius.

Gewöhnlich waren die Spiegel rund oder oval. Das Metall war lange Zeit die einzige Materie, die man dazu brauchte, und doch kannten die Alten das Glas, und thaten seit

seiner Entdeckung, die, wie man sagt, ein Spiel des Zufalls war, große Fortschritte in seiner Vervollkommnung und seinem Gebrauche. Nichts, zum Beyspiele, glich an Pracht dem zweyten Stockwerke des Theaters des Skaurus, das ganz mit Glas gedeckt war; und eben so wenig können wir uns eine Vorstellung von dem herrlichen Anblicke der gläsernen Säulen von ungeheurer Größe und Dicke machen, welche den Tempel der Insel Aradus zierten. Es ist unbekannt, um welche Zeit die Alten anfingen, sich der Spiegel von Glas zu bedienen. Wir wissen nur so viel, daß die ersten in den Glasfabriken zu Sidon verfertiget wurden, die wegen ihrer vortrefflichen Glasarbeit berühmt waren.

Man muß die Spiegel der Alten nicht mit dem Faueneis verwechseln, von dem jene einen ganz andern Gebrauch machten. Sie bedienten sich seiner durchsichtigen Scheiben zu Fenstern, besonders im Winter bey den Speisesälen, um sich vor dem Regen und der bösen Witterung zu schützen. Auch wurde das Fraueneis zu Tafeln für Damensänften, wie unsere jetzigen Kutschenfenster, und zu Bienenkörben gebraucht, um die Arbeit der Bienen dadurch zu beobachten.

Unter der Regierung des Nero kam eine andere Steinart, Phengites genannt, auf, die dem Fraueneis an Durchsichtigkeit nichts nach-

gab, und aus Cappadocien gebracht wurde. Nero ließ in dem Bezirke seines ungeheuren Pallastes, den er das goldene Haus nannte, einen Tempel des Glücks von diesen Steinen aufführen, und sie verbreiteten inwendig ein so blendendes Licht, daß nach dem Ausdrucke des Plinius der Tag nicht hinein zu fallen, sondern darin verschlossen zu seyn schien. Domitian, dem beständig vor Nachstellungen graute, ließ alle Mauern seiner Portiken mit dergleichen Steinfeldern einfassen, um sehen zu können, was hinter ihm vorgehe, und den Gefahren auszubeugen, womit sein Leben bedrohet war.

6.

Geschichte der Buchdruckerkunst.

Es ist ungefähr viertehalbhundert Jahre, daß der erste Anfang dieser so nützlichen Erfindung gemacht wurde, und unstreitig hat ein Deutscher die Ehre, diese Kunst entdeckt zu haben. Ein gewisser Johann von Sorgenloch, den man späterhin Guttenberg nannte, ein geborner Mainzer, kam nähmlich zuerst auf den Einfall, einzelne Buchstaben zusammen zu setzen, und Abdrücke davon zu machen. Schon vor ihm, und zu seiner Zeit noch, druckte man zwar auch einige wenige Bücher, aber nicht mit einzelnen zusammen gesetzten Buchstaben, sondern indem man ganze Seiten des Buches auf

hölzerne Tafeln einschnitt, und diese hernach auf dem Papiere abdruckte. Es war dieß eine Art von Formschneiderey. Diese Kunst ist älter als die Buchdruckerkunst. Beynahe hundert Jahr, ehe man Bücher druckte, schnitt man Kartenfiguren in Holz, mahlte sie, und druckte sie ab. Man machte also auch einen Versuch, ganze Bücher auf diese Art abzudrucken, indem man jede Seite in eine hölzerne Tafel schnitt. Indessen war das freylich langweiliger und auch kostbarer, als unsere gegenwärtige Art zu drucken, weil man zu jeder Seite neue Tafeln schneiden mußte, und sie dann zu andern Büchern nicht wieder brauchen konnte. Die Buchstaben aber, deren man sich jetzt zum Drucke bedient, kann man, wenn ein Buch abgedruckt ist, wieder aus einander nehmen, und hundert und tausend Mahl wieder brauchen.

Eben dieß ist auch die Ursache, warum Guttenbergs Erfindung so willkommen war. Dieser Mann kam durch mancherley Versuche endlich auf den Gedanken, daß es möglich seyn müsse, mit einzelnen zusammen gesetzten Buchstaben zu drucken. Er machte dann eine Probe mit hölzernen Buchstaben, die er ausschnitzte, und druckte um das Jahr 1436 in Straßburg, wohin er von Mainz gezogen war, ein Buch mit solchen hölzernen Buchstaben ab, die er an Schnüre zusammen gereihet hatte. Freylich waren diese Versuche noch sehr unansehnlich und

und unvollkommen. So hatte er z. B. nur lauter kleine Buchstaben; wo große Anfangsbuchstaben hinkommen sollten, ließ er den Platz leer, und diese wurden dann hinein geschrieben. Indessen war doch schon ein Schritt zu der großen Kunst gethan. Guttenberg blieb aber auch dabey nicht stehen. Er zog wieder nach Mainz, und hatte nun für nichts Sinn, als für seine Erfindung, deren Unvollkommenheiten er sehr gut einsah, die er aber nicht gleich zu verbessern wußte, da er kein Vermögen besaß, und zu solchen Verbesserungen doch Geld nöthig war.

Bald darauf wurde er mit einem geschickten und reichen Goldschmid, Nahmens Faust, bekannt, entdeckte ihm sein Vorhaben, und dieser Faust verband sich nun mit ihm, um die angefangene Unternehmung weiter auszuführen, auch nahm Faust noch einen Bruder und Schoiffern, einen Anverwandten, an, welche beyde auch Lust und Geschick zur Sache hatten. Nun arbeiteten also mehrere gemeinschaftlich, und einer übertraf den andern an nützlichen Erfindungen. Guttenberg bediente sich erst hölzerner Buchstaben, dann bleyerner und zinnerner, da man sie aber alle einzeln geschnitzt und geschnitten hatte, so war die Folge, daß sie nicht alle gleich gut und einander ganz ähnlich geriethen. Jetzt erfand Schoiffer die Kunst, die Buchstaben zu gießen, daß sie nun alle gleich wurden. Auch dachte man auf eine Mischung von mehreren

Metallen, woraus man die Buchstaben goß, damit sie dauerhafter wären, als von Zinn und Bley. Auf diese Art rückte man immer weiter vor, und mit jeder neuen Vervollkommnung wuchs auch der Muth der Unternehmer. Allein Faust ließ durch den Gewinn, den er, wie er einsah, durch das Abdrucken der Bücher würde machen können, sich verleiten, mit Guttenberg über eine gewisse Geldsumme einen Streit anzufangen, und nicht eher zu ruhen, bis er die Druckerey mit allem, was dazu gehörte, ganz allein in seinen Händen hatte, und Guttenberg sie ihm überlassen mußte.

Nun war Faust alleiniger Herr der Buchdruckerey, und Schoiffer stand ihm bey seinen Arbeiten treulich bey. Sie erfanden mit einander die Buchdruckerschwärze, da man vorher bloß mit Tinte gedruckt hatte, welches nicht so haltbar war. Im Jahre 1462 kam endlich Faust mit dem Abdrucke einer Lateinischen Bibel zu Stande, und reisete damit nach Paris, wo es viele Gelehrte gab, um hier diese Bibeln zu verkaufen. Er ließ sie zwar ziemlich theuer bezahlen, allein selbst dieser sehr hohe Preis war kaum der zehnte Theil von dem, was die geschriebenen Bibeln kosteten. Man kaufte sie ihm daher reißend ab, und wunderte sich nicht wenig, daß sie alle einander so ähnlich sahen, was doch nicht der Fall seyn konnte, wenn sie geschrieben gewesen wä-

ren, wofür Faust sie ausgab. Endlich fing man an über die wunderbare Sache nachzudenken. Wir sind betrogen, sagten die Käufer; die Bibeln sind nicht geschrieben, und also nicht so viel werth. Die weniger Vernünftigen glaubten gar, Faust müsse durch übernatürliche Künste zu so vielen Bibeln gekommen seyn, die sich alle so ähnlich sähen. Die Mönche, die bisher durch das Abschreiben so viel Geld verdienet hatten, waren über den fremden Mann, der die Bibeln so wohlfeil verkaufte, nicht wenig aufgebracht, und sprengten aus, er müsse seine Kunst vom bösen Feinde gelernet haben. Dieses Vorgeben fand bey den größten Theils unwissenden und leichtgläubigen Menschen bald Beyfall, und Faust mußte sich mit seinem Gelde bey Nacht und Nebel aus Paris fortmachen; denn sonst lief er Gefahr, gefangen gesetzt, und wohl gar als Zauberer oder Hexenmeister verbrannt zu werden.

Faust hatte mit seinem Handel doch so viel gewonnen, daß er gleich in ein Paar Jahren darauf wieder nach Paris reisete, und auch sicher reisen konnte, da man nun schon etwas von der Art erfahren hatte, wie es mit diesen Büchern zuginge, und also wußte, daß sie nicht durch Zauberkünste gemacht wären. Da Faust in Paris an der Pest starb, so setzte Schoiffer die Kunst in Mainz fort.

Das war denn der Anfang einer Erfindung, welche so wichtig für die Menschen geworden ist. Eine Zeit lang war nun Mainz der einzige Ort, wo es eine Buchdruckerey gab, aber bald verbreitete sich diese Kunst weiter. Weil nähmlich Mainz 1462 von den Truppen eines Erzbischoffs eingenommen wurde, flüchteten viele Menschen von da weg, und besonders auch die Arbeiter aus der Buchdruckerey. Einer ging in diese, der andere in jene Stadt, und so wurden bald in mehreren Städten in und außer Deutschland Buchdruckereyen angelegt, die auch, weil man den Nutzen einsah, überall willkommen waren. Selbst gelehrte Männer lernten damahls die Kunst Bücher zu drucken, welches in jenen Zeiten freylich schwer war, denn man wollte viele alte Schriften abdrucken, und da mußte man denn jene Schriften lesen und verstehen können. Auch waren die Buchdrucker sehr geschätzt und geehrt. Kaiser Friedrich, der damahls regierte, gab ihnen ein besonderes Wappen, das sie führen sollten; auch hatten sie das Vorrecht, Gold auf den Kleidern tragen zu dürfen.

7.

Die Bereitung des Zuckers.

Aus dem Zuckerrohre wird auf Jamaika der Saft durch Mühlen ausgepreßt, die von

Thieren, vom Winde, oder durch Wasser in Bewegung gesetzt werden. Eine solche Zuckermühle besteht hauptsächlich aus drey aufrecht stehenden mit Eisen belegten Walzen, die 30 bis 40 Zoll lang sind, und 20 bis 25 Zoll im Durchmesser haben. Die mittelste Walze, an der die bewegende Kraft angebracht ist, dreht die andern beyden durch eingreifende Zähne. Zwischen diesen Walzen wird das Zuckerrohr zwey Mahl gepreßt, wodurch aller Saft heraus gedrückt wird, der dann in ein bleyernes Gefäß abläuft. Das so ausgepreßte Rohr aber wird getrocknet, und mit den getrockneten Blättern, welche der Abgang genannt werden, zur Unterhaltung des Feuers beym Sieden der Flüssigkeit gebraucht. Der Saft des Zuckerrohrs enthält 8 Theile Wasser, einen Theil Zucker, einen Theil dickes Oehl und schleimiges Gummi, und noch außer dem einen kleinen Theil von wesenlichem Oehle.

Das Verfahren, den Zucker aus dem Rohre zu erhalten, ist folgendes. Der von der Mühle ablaufende Saft wird vermittelst einer hölzernen mit Bley belegten Rinne in das Siedhaus geleitet, und hier in den Läuterkesseln, deren gewöhnlich drey sind, aufgefangen. Jeder Läuterkessel ist mit einem Hahne versehen, um die Flüssigkeit ablassen zu können. In Anstalten, wo jährlich 200 Oxhoft verarbeitet werden, hat jeder Läuterkessel einen flachen Boden, und

hängt über einem besonderen Feuer, das auch seinen besondern Schlott hat, der mit einem Schieber versehen ist, vermittelst dessen das Feuer ausgelöscht werden kann. Der Saft des Zuckerrohrs geht sehr schnell in Gährung über; so bald daher der Läuterkessel damit angefüllt ist, wird auch sogleich das Feuer angezündet, und das Niederschlagungsmittel (nähmlich weißer Bristoler Kalk) hineingerührt. Da das Alkali des Kalkes die überschüssige Säure der Flüssigkeit neutralisirt, so wird ein Theil derselben die Basis des Zuckers. Für hundert Gallonen von der Flüssigkeit ist gewöhnlich eine halbe Pinte in heißem Wasser aufgelöseten Bristoler Kalkes hinreichend. Der Läuterkessel muß so lange erhitzt werden, bis der Schaum anfängt sich in Blasen zu erheben, aber die Flüssigkeit darf nicht bis zum wirklichen Sieden kommen. In diesem Augenblicke muß der oben erwähnte Schieber in dem Rauchfange zugeschoben und das Feuer ausgelöscht werden. So warm bleibt nun die Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis die Hefen sich zusammen ziehen und als Schaum in die Höhe steigen. Dieser Schaum sinkt dann unzertheilt zu Boden, und bleibt hier zurück, wenn nun die Flüssigkeit in den Abdampfungskessel oder in den großen kupfernen Kessel abgezogen wird. In diesem muß sie kochen, und der noch darin befindliche Schaum wird, so wie er aufsteigt, abgeschöpft,

bis durch wiederhohltes Abschäumen und fortgesetztes Abdampfen die Menge beträchtlich vermindert und klebriger wird. Dann wird sie in einen andern kupfernen Kessel aus jenem geschöpft, und hier noch mehr gekocht und abgeschäumt. Ist sie jetzt noch nicht durchsichtig, oder wird sie zu schnell eingedickt, so wird noch etwas Kalkwasser hinzugeschüttet. Nach einer bestimmten Zeit wird die Flüssigkeit, wenn sie hinlänglich vermindert worden, um nun in einen dritten kleinern kupfernen Kessel zu gehen, in denselben, und endlich aus ihm in den letzten übergeschöpft. Dieser heißt Probierkessel, wahrscheinlich weil nun der Saft, wenn er in ihm befindlich ist, probirt wird, ob er wirklich die gehörige Consistenz erhalten hat. In diesem letztern Kessel wird er nähmlich noch so lange gekocht, bis er sich körnen läßt, da er dann von dem Feuer abgenommen wird. Dieser Theil der Arbeit heißt das Ueberstürzen, weil nähmlich nun der verdickte Syrup in den Kühlbottich übergeschöpft wird. Dieser ist ein hohles hölzernes Gefäß, das ungefähr 11 Zoll tief, 7 Fuß lang und 5 bis 6 Fuß weit ist. Ein Kühlbottich von dieser Größe faßt ein Oxhoft Zucker. So wie er in demselben erkaltet, gerinnt er zu einer groben unregelmäßigen Masse unvollkommener Krystallen, indem er sich von der Melasse trennt. Aus dem Kühlbottich in dem Stedhause wird nun die so granulirte

Masse zu einem Oxhoft, das in dem Raffinirhause befindlich ist, gebracht. Dieses Haus ist ein großes luftiges Gebäude, das mit einer Cisterne oder einem Kühleimer versehen ist. Ueber dieser Cisterne liegt ein Gestell aus Balken gemacht, und auf diesem stehen leere, oben offene Oxhofte. In dem Boden eines jeden derselben sind acht bis zehn Löcher befindlich, und durch jedes von diesen ist der Stiel eines Pisangblattes so gesteckt, daß er 6 Zoll unter das Gestelle hinabreicht. In diese Oxhofte wird nun die Masse aus dem Kühlbottich geschüttet, da denn die Melasse durch die schwammichten Stiele durchdringt, und in die Cisterne läuft, und in ungefähr drey Wochen wird dieser Zucker trocken und schön. Dann sagt man, daß er raffinirt sey, und der Prozeß ist zu Ende. In guten Jahren werden von dieser kostbaren Substanz ungefähr hundert und vierzig tausend Oxhofte von Jamaika nach Großbrittanien verschifft.

8.

Unverbrennliches Garn.

Der Asbest ist eine Steinart, welche aus Fasern, die sehr fest mit einander verbunden sind, besteht. Derjenige, welcher gerade, weiche, biegsame und lange Fasern hat, wird mit dem Nahmen Amianth bezeichnet, und dieser ist es,

aus dem man das unverbrennliche Garn verfertiget. Man zerschlägt zu dem Ende einen solchen Stein mit einem Hammer in verschiedene Stücke. Diese werden in warmes Wasser, oder in eine Lauge von Asche aus verfaultem Eichenholze und gedörrten Weinhefen gelegt, und nach dieser Vorbereitung einen Monat lang darin gelassen, bis sich die Erdtheile davon gänzlich geschieden haben, und in dieser Zeit werden die Bruchstücke oft im Wasser umgewendet, und die Fäden mit den Fingern zertheilt, um den Kalk los zu machen, welcher das Gewebe der Fasern zusammen hält, und das Wasser wie Milch färbt und verdickt.

Diese Arbeit wird sechs Mahl, und so oft mit frischem Wasser wiederhohlt, bis das Wasser klar darauf stehen bleibt. Alsdann breitet man die Fäden auf einem Siebe von Binsen aus, damit das Wasser vollends ablaufen und verdünsten möge, und bis sie in der Sonne trocken geworden sind. Alsdann streift man die Fäden mit 2 Kämmen von zarten und engen Zähnen, wie man bey dem Wollenkämmen gebraucht, mit gelinden und sanften Zügen, wodurch sie vollends nach dem Striche aus einander gezogen werden. Man behält diese gestrichenen Fäden zwischen den beyden über einander gelegten Streichkämmen, so daß bloß ihre Spitzen hervor ragen. Diese Kämme werden auf einem Tische oder einem Spinngestelle be-

festiget, damit man die Bequemlichkeit habe, sie zu verspinnen. Auf eben diesem Tische hat man eine Spule mit sehr fein gesponnenem Garne bey der Hand. Von diesem dreht man einen Faden zugleich mit zwey oder drey Fäden des Amianths an einer Spindel dergestalt in einander, daß die Steinfäden oben, und der Flachsfaden inwendig zu liegen kommen, so daß der Flachs wenig oder gar nicht zu sehen, sondern mit den Steinfäden nach Schlangenlinien überflochten ist, und beyde Spinnstoffe nur Einen Faden ausmachen. Damit das Spinnen desto besser von Statten gehen möge, so hat man ein Gefäß mit Baumöhl neben sich, um damit die Finger von Zeit zu Zeit zu benetzen, theils damit die scharfen Amianthfäden die Fingerspitzen nicht wund reiben, theils damit sich der mineralische Faden mit den zarten Flachsfäden desto besser verbinde, und geschmeidiger werde.

Wenn auf diese Art ein Vorrath von feuerbeständigem Garne vorhanden ist, so wird entweder nach der gewöhnlichen Art daraus Leinwand gewebet, oder es werden daraus Bänder, Geldbeutel, Schnüre, Gürtel u. s. w. gestrickt. Wenn dergleichen Sachen verfertiget sind, so brennt man das Flachsgarn und das Oehl über Kohlen wieder aus, und reiniget sie, wenn sie durch den Gebrauch schmutzig geworden sind, auf die Art, daß man sie ins Feuer

wirft, wodurch der Schmutz wieder heraus gebracht wird.

Im Alterthume bediente man sich der unverbrennlichen Leinwand, um die Leichname darein zu wickeln, wenn sie nach dem damahligen Gebrauche verbrannt wurden, wodurch man verhinderte, daß die Asche derselben sich nicht mit der gemeinen Holzasche vermischte. So legte man den Rest mit dem Leichentuche in eine Urne, und begrub sie. Dergleichen Urnen werden noch heut zu Tage bisweilen ausgegraben.

9.

Der Tokayer-Wein.

Man hält diesen Wein für den besten in ganz Europa, und die Kenner messen die Ursache davon eben so sehr der Manier, wie er gewartet und bereitet wird, als der vorzüglichen Beschaffenheit des Bodens, wo er wächst, und der Güte der Trauben bey. Die vorzüglichsten von diesen sind die Augster, die schon im Augustmonat anfangen zu ihrer Reife zu gelangen, und die Muskateller-Trauben, die den Geruch und Geschmack einer Muskatnuß haben. Diese beyden Sorten werden besonders gesammelt, und man läßt sie entweder an der Sonne, oder in einem Ofen bis zur Hälfte eintrocknen. Die Trauben werden, nachdem vorher die Kämme davon abgesondert worden sind, unter die

Kel-

Kelter gebracht, und man erhält daraus einen überaus schmackhaften Most, welchen man hernach so lange brausen und gähren läßt, bis er zu einem milden und öhligen Weine wird, den man nach Verlauf eines Jahres abzieht.

Der Vorzug, welchen diese beyden Sorten vor allen übrigen haben, besteht darin, daß sie ihre Süßigkeit sehr lange behalten, daß sie einen würzhaften Geschmack haben, nicht so leicht schal werden, und sich sogar in angezapften Gefäßen und geöffneten Flaschen viele Jahre lang halten, ohne die mindeste Veränderung zu erleiden. Man erzählt unter andern, daß ein Kammerherr des Königs von Polen, August des 2ten, kurz vor dem Antritte einer weiten Reise, die er auf Befehl des Königs machen sollte, noch in der Geschwindigkeit eine Flasche von dem besten Tokayer-Wein habe ausleeren wollen, aber kaum ein Paar Gläser davon getrunken habe, als ihm der königliche Befehl zugeschickt worden sey, sich ohne den mindesten Verzug auf den Weg zu machen. Er habe die angebrochene Flasche, die er in der Eile mit einem Korke zu verstopfen vergessen, in einen Schrank gesetzt, und da er nach zwey Jahren wieder zurückgekommen sey, habe der Wein in der offengebliebenen Flasche von seiner Güte und Stärke nicht das mindeste verloren.

10.

Künstliche Perlen.

Die künstlichen Perlen sind die Erfindung eines Französischen Paternostermachers Jaquin. Man erzählt, daß der Erfinder, als er einmahl auf seinem Landhause in Paßy gewesen, wahrgenommen habe, daß gewisse kleine Fische, die man im Französischen Ablettes, und im Deutschen Weißfische nennt, als sie in seiner Gegenwart gewaschen wurden, das Wasser silberfarbig machten. Er ließ dieses Wasser eine Zeit lang stehen, damit sich die fremde Materie setzen möchte, und fand auf dem Grunde des Gefäßes einen Niederschlag, der einen Glanz wie die schönste Perlenmutter hatte. Dieses war hinlänglich für ihn, um ihn auf die Gedanken zu bringen, seine Entdeckung sich ins geheim zu Nutze zu machen. Anfangs begnügte er sich mit dieser Materie, welche er Perlen-Essenz nannte, kleine Kügelchen, die er bald von Alabaster rund drechselte, bald aus einer weichen und am Feuer getrockneten Materie bildete, äußerlich zu überziehen. Da insgemein alles was neu ist, Beyfall findet, so bekam diese Erfindung bald Liebhaber und Bewunderer. Allein es währte nicht lange, so thaten die Damen, für welche diese Entdeckung besonders gehörte, den Ausspruch, daß sie noch nicht ihre

ganze Vollkommenheit hätte. Sie hatten wahrgenommen, daß besonders der Leim, mit welchem die Perlen-Essenz auf die Kügelchen aufgetragen war, viele Unbequemlichkeiten verursachte. Die Wärme machte ihn schmelzen, die Perlen klebten an dem Halse an, und ließen die Fischschuppen auf demselben zurück. Dieser Zufall machte, daß der Künstler auf andere Mittel bedacht seyn mußte. Er ließ kleine gläserne Kügelchen blasen, überzog sie inwendig mit seiner Fischmaterie, und brachte bald Halsschnüre zum Verkaufe, welche alles übertrafen, was man bisher Schönes in dieser Art gesehen hatte.

Alle künstliche Perlen erhalten ihre Farbe vermittelst der so genannten Orientalischen Essenz, mit welcher man die inwendige Fläche überzieht. Diese Essenz ist, wie schon gesagt, nichts anders, als die silberfarbige Materie, welche man von den Schuppen der Weißfische bekommt. Es werden nicht weniger als 4000 solcher kleinen und größeren Fische erfordert, um ein Pfund Schuppen zu erhalten, welche jedoch nicht mehr als acht Loth Perlenfarbe geben, so daß ungefähr 18 bis 20,000 Fische erfordert werden, um ein Pfund von dieser glänzenden Feuchtigkeit zu bekommen. Diese Perlen-Essenz wird nie allein gebraucht, sondern mit Fischleim, der in Wasser aufgelöst, und nach diesem durch eine feine Leinwand

durchgeseihet wird, vermischt. Die Schönheit der Perlen hängt vornehmlich von dem Verhältnisse dieser Mischung ab. Wenn die Perle überzogen ist, so wird sie mit Wachs ausgegossen, und mit Papier versehen.

Die Künstler in diesem Fache sind vorzüglich darauf bedacht, alles, was die Natur von Perlen hervor bringt, sorgfältig nachzuahmen, so daß man ungleiche, birnförmige, wie Oliven oder Mandeln gestaltete Perlen in ihren Magazinen antrifft. Die Kunst geht so weit, daß man unter dem Nahmen Plaque gewisse Stücke vermittelst der Perlen-Essenz macht, welche die Natur in demjenigen nachahmen, was die Juwelierer Perlenschale nennen. Zuweilen belegt man diese Plaquen mit Schmelz von verschiedenen Farben, und gibt ihnen eine verhältnißmäßige Lage, in der Absicht, eine Arbeit von Edelsteinen vorzustellen, und damit sie lebhafter ausfallen, so legt der Künstler noch Blättchen von Metall unter.

Ehemahls machte man die falschen Perlen bloß von Glas, und gab ihnen inwendig einen Ueberzug von Quecksilber. Nach diesem bediente man sich eines feinen Fischleims, den viele Künstler auch heut zu Tage gebrauchen. Aber alles dieses ist weit unter den Perlen, welche mit der Essenz von dem Weißfische bereitet werden. Diese kommen dem Glanze und dem Wasser der feinen Perlen so nahe, daß das Auge

betrogen wird, und sie die Stelle der echten Perlen, ohne daß der Unterschied bemerkt wird, vertreten.

11.

Die Luftbetten.

So werden diejenigen Betten genannt, welche statt der Federn mit Luft angefüllt sind. Es werden dazu Säcke von weichem Leder, welches in Oehl getränkt ist, gebraucht, und die Nähte werden mit Streifen von gleichfalls geöhltem Leder benähet und zusammen geleimt. In diese Säcke wird vermittelst eines angebrachten kleinen Instruments durch eine Oeffnung, die auf- und zugemacht werden kann, die Luft hinein gepumpt, so daß man diese Betten hoch und niedrig machen kann, wie man will. Diejenigen, die sich solcher Betten bedient haben, versichern außerordentlich weich und sanft darauf geschlafen zu haben. Zu geschweigen, daß bey dem Gebrauche solcher Betten man gegen ansteckende Krankheiten, denen man in den gewöhnlichen Federbetten so leicht ausgesetzt ist, gesichert bleibt, so würden sie auch besonders Reisenden den Vortheil gewähren, überall ein fertiges Bett zu finden, weil solche Ledersäcke ohne das Gepäck merklich zu vermehren, leicht mitgeführt werden können. Daß die Luftbet-

ten auch schon in alten Zeiten bekannt gewesen sind, ersieht man aus der Geschichte des Römischen Kaisers Heliogabal, der im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung regierte. Dieser ließ, wenn er sich mit seinen Tischgästen eine Lust machen wollte, die ledernen Polster, worauf man bey Tische saß, vorher mit Luft füllen, und wenn die Gäste sich das Essen und Trinken am besten schmecken ließen, die Polster durch ein verborgenes Ventil unvermerkt öffnen, wovon die Folge war, daß die Gäste auf ein Mahl auf die Erde und über einander fielen.

12.

Täuschungen der Mahlerkunst.

Antonio Reynoso mahlte die Susanna im Bade. Als er das Bild in dem Hofe aufgestellt hatte, um es trocken werden zu lassen, sah ein junger Sperling vom Dache das Wasser und die See, und flog verschiedene Mahle nieder, um sich im Wasser zu baden, aber seine Mühe war zur größten Verwunderung der Zuschauer vergeblich.

Diego Velasquez de Silva hatte das Porträt des Pabstes Innocenz des X. gemahlt. Nachdem das Gemählde fertig war, stellte er dasselbe in einem Zimmer des päbstlichen Pallastes auf. Der Kämmerer des Pabstes, der

von nichts wußte, kam herein, und da er das Porträt erblickte, glaubte er, es wäre der Pabst selbst, ging also gleich wieder hinaus, und sagte verschiedenen Hofleuten, die im Vorzimmer waren, sie möchten leise sprechen, weil Sr. Heiligkeit in dem nächsten Zimmer wären. Als eben dieser Künstler 1639 in Madrid war, mahlte er das Porträt des Don Adrian Poladio Pareia, Admirals der Flotte von Neuspanien, in natürlicher Größe, und das schönste, was er je gemahlt hat; deßhalb setzte er auch seinen Nahmen darunter, welches er sonst nie that. Mit diesem Bilde machte er es eben so, wie mit dem des Pabstes. Als der König Philipp IV. es von ungefähr zu sehen bekam, sagte er zu demselben mit Verwunderung: „ihr seyd noch immer hier, habe ich euch nicht schon vor drey Wochen abgefertigt? warum reiset ihr nicht ab?" — Der König bemerkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er keine Antwort erhielt.

Joachim von Sandrat, der 1606 zu Frankfurt geboren wurde, und 1686 starb, mahlte den Pfalzgrafen Carl Gustav, nachmahligen König von Schweden, in Lebensgröße zu Pferde. Er und das Pferd waren so gut getroffen, daß Carls wirkliches Pferd bey Erblickung des gemahlenen zu wiehern anfing. Der Pfalzgraf sagte daher zu denen, welchen das Gemählde nicht recht gefiel: „man sieht

wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als ihr.“ Dieses Gemählde befindet sich in dem Saale der schwarzen Häupter zu Riga.

Die Frau des Pereda, eines berühmten Mahlers in Madrid, glaubte eine vornehme Dame zu seyn, und beklagte sich bey ihm, daß sie kein Kammermädchen im Vorzimmer hätte. Er sagte ihr darauf, sie sollte sich deßwegen keine Sorgen machen, er wolle sie schon zufrieden stellen. Er mahlte ihr also ein Kammermädchen, auf einem Tabouret sitzend, mit einer Brille auf der Nase, mit Nähen beschäftiget, und in der Stellung, als wenn sie nach denjenigen hinsähe, welche in das Zimmer traten. Viele machten ihr ein Compliment, und fingen mit ihr an zu reden, bis sie denn endlich die Täuschung gewahr wurden.

Dento hatte in einem Perspectiv eine Treppe so glücklich abgebildet, daß ein Hund dadurch betrogen wurde, in vollem Laufe hinauf zu springen, und dermaßen mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß er todt hinfiel.

Vor einigen Jahren stellte ein Künstler zu London ein Gemählde aus, welches so wohl in Ansehung seines Flächenraumes, als auch der Wirkung, die es auf verschiedene Zuschauer hervorbrachte, äußerst merkwürdig ist. Es stellte auf einer Fläche, die 10,000 Quadratfuß be-

trug, die Russische Flotte in einer Gegend der Nordsee vor. Viele, die es sahen, sagt die Nachricht, wurden durch den Anblick so getäuscht, daß sie auf dem Meere zu seyn glaubten, und alle Symptome der Seekrankheit sich bey ihnen äußerten.

13.

Die hangenden Thürme.

Zu den Merkwürdigkeiten der Baukunst in Italien gehören die schiefen oder hangenden Thürme, welche in diesem Lande hin und wieder gefunden werden. So findet man unter andern einen solchen zwischen Venedig and Ferrara, einen in Venedig, einen andern in Ravenna; besonders sind aber in dieser Art der Thurm de la Glarisenda in Bologna, und der hangende Thurm zu Pisa berühmt. Condamine und Algarotti behaupteten, diese Schiefe sey dadurch entstanden, daß diese Thürme sich gesenkt hätten, weil die Baumeister den Fehler begangen, daß sie die Natur des Bodens, worauf das Fundament gelegt wurde, nicht untersuchet hätten; aber Labet und de la Lande hielten wenigstens die Thürme zu Bologna und Pisa für Werke der Kunst.

Der hangende Thurm zu Bologna ist ein von gebrannten Steinen aufgeführtes, glattes,

viereckiges Gebäude, ohne Fenster oder einigen Zierath, auch ohne Dach, dessen Schiefe daher rührt, daß an der einen Seite das, was daran überhängt, mit Eisen gefaßt, und schräg in die Höhe geführt ist, an der andern Seite aber unten ein Anbau, welcher auch schräg in die Höhe geht, und sich allmählig verliert, angelegt ist, welches den Bau krummscheinend macht.

Aber der hängende Thurm zu Pisa ist rund, von weißem Marmor, mit einer von außen herum gehenden Treppe von acht über einander stehenden Säulengängen, und hat oben ein Geländer. Er ist 180 Schuh hoch, hängt auf einer Seite um 16 Schuh über, und ist mit großer Kunst so angelegt, daß er sich durch seine eigene Last erhält, so wie man etliche Brettsteine so über einander legen kann, daß sie auf eine Seite hängen, und doch nicht fallen, so lange der Mittelpunct der Schwere nicht über den Grundfuß tritt. Der Graf Maximilian von Lamberg hat gezeigt, daß die Schiefe dieses Thurmes nicht durchs Sinken entstanden seyn kann, weil die Mauern nicht von gleicher Dicke sind, und hätte sich der Thurm gesenkt, so müßte das Innere desselben auch schief seyn, welches doch nicht ist. Ihm ist daher die Meinung einiger andern Kunstverständigen wahrscheinlicher, daß nähmlich diese schiefen Thürme Kunststücke solcher Baumeister sind, die ihre Kenntniß von

den Centralkräften dadurch an den Tag legen wollten. Lord Baltimore fand in den Vorstädten von Pisa eine Inschrift, die es wahrscheinlich macht, daß Joannes Oenipontanus, der einen Hecker auf dem Rücken hatte, um das Jahr 1174 Baumeister dieses schiefen Thurmes, und vielleicht gar der Erfinder der schiefen Thürme in Italien gewesen ist. Die Inschrift ist folgende: Ioannes Oenipontanus obliquus, obliqui vindex. Pisis 1174.

14.

Der allegorische Garten des Herrn Tyers zu Denkingh, in der Grafschaft Surrey in England.

Dieser Garten liegt an der Seite eines Hügels, auf welchem ein von jungen Bäumen dicht verwachsenes Wäldchen in labyrinthischen Gängen gepflanzt ist, die bald aufwärts, bald niederwärts, bald bequem und eben, bald beschwerlich und uneben führen, ein dem menschlichen Leben völlig angemessenes Bild, dessen Pfad wir bald angenehm wandeln, bald die Bürde unsers Schicksals mühsam auf demselben nachschleppen.

So oft man sich in diesen Gängen umwenden muß, findet man aufgestellte lehrreiche Inschriften, welche die Seele zu ernsthaften Gedanken

einladen. Nicht weit vom Eingange, über welchem man ein procul este profani! liest, befindet sich eine Art von Einsiedeley, welche der Tempel des Todes heißt, und worin ein zum Andenken des Lord Petre errichtetes Denkmahl sich befindet. Auf der einen Seite steht ein Pult, wohin der melancholische Schall einer Glocke, die jede Minute schlägt, zum Lesen und zu ernsten Betrachtungen ruft. Die Wände sind mit den ausgesuchtesten Stellen eines Young, Pope und der besten Engländischen Dichter so dicht beschrieben, daß man viele Stunden mit Durchlesung derselben würde zubringen müssen. Was aber am heftigsten rührt, ist der letzte grauenvolle Zug dieser bildlichen Vorstellung. Denn wenn man diese beschwerliche Reise durch die Welt geendet hat, so kommt man an ein eisernes Thor, welches in das Thal der Schatten des Todes führt, vor dessen Eingang man statt der Säulen zwey eiserne Särge erblickt, auf welchen Todtenköpfe liegen, und viele moralische Denksprüche geschrieben sind. Die Todtenköpfe sind so gestellt, als wenn sie die Eintretenden anreden wollten. Bey dem einen liest man: das erwünschteste Leben ist Eitelkeit; und bey dem andern: die Gunst des schönsten Mädchens ist betrüglich, und die Schönheit ist eitel. Der Anblick in dieß finstere Thal ist so grauenvoll als möglich. Man sieht in ein weites Gewölbe, das aus zwey Gemächern be-

steht, vor deren einem der Unglaubige, der unter den bittersten Schmerzen der Verzweiflung stirbt, und in einen Abgrund stürzt, ausruft: wohin gehe ich? An der andern Seite und über ihm erblickt man seine Büchersammlung, und unterscheidet vorzüglich einen Hobbes, Toland, Tindal, Collins, Morgan und andere. In dem zweyten Gemache erblickt man den frommen, den gläubigen Christen, der mit einer heitern und ruhigen Miene, worin die voraus gefühlte Freude über ein besseres Leben sichtbar ist, stirbt, wobey man die Worte liest: ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Vor ihm liegen die Bibel und die Predigten eines Tillotson, Clarke und anderer berühmten Gottesgelehrten. Ueberall sieht man die Hand des Meisters, überall Bilder, die auf die mannigfaltigen Verhältnisse und Neigungen der Menschen anspielen. Dieser Garten ist von eben dem Herrn Tyers angelegt worden, dem London das berühmte Vauxhall zu danken hat, welches aber mit diesem Garten einen sehr auffallenden Contrast macht.

15.

Geschichte des Ringes.

Der Ring ist ein Erbstück des Alterthums, dessen Werkmeister eben so tief in Vergessenheit

liegt, als das Andenken dessen, der den ersten Kranz gewunden hat. Aegyptier und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten; von den Aegyptiern erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, worunter er insbesondere von den Hetruskern zu den Römern kam.

Die Römer bedienten sich in den ersten Zeiten ihrer Republik, gleich den alten Deutschen und andern Völkern, bloß eiserner Ringe. Goldene waren anfänglich nur ein Vorzug derer, welche in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen wurden sie der Charakter des Senatoren- und Ritterstandes. Als endlich die Eitelkeit plebejischer Damen die goldenen Finger junger Ritter zu bekleiden anfing, und ihnen doch ein unhöfliches Gesetz Gold untersagte, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Silber. Eisen blieb gemeiniglich nur das Eigenthum der Sclaven, außer daß man es auch wohl als Symbol der Tapferkeit bisweilen am Finger derer erblickte, welche als Helden auf dem Triumphwagen so eben das Fest ihrer Siege feyerten. Später hingegen bekamen nicht nur die beklommenen Wünsche der gemeinen Damen Luft, sondern es gab sogar eine Zeit, wo man beyde Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenk rechts und links seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht so wohl ein Gegenstand des Schmuckes, als vielmehr ein Petschaft zu seyn. Und in dieser Beziehung eben ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung als unverbrüchlich, hiermit so gut wie untersiegelt sey. Diese Bedeutung hatte er bey Griechen und Römern, wie bey den ältesten Hebräern und Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alters bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Christen behielten den so bedeutungsvollen Ring desto williger bey, je reiner er von allem Religionsbezug aus den Händen der Römer kam. Und wie er vordem bloß zum Unterpfande der Verlobung diente, ohne bey den Ceremonien der Verehelichung selbst von Gebrauch zu seyn, so flochten sie ihn bald nachher auch in die Feyerlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung des neuen Paars nochmahls vor den Augen der Gemeine zu bestätigen.

An welcher Hand man den Ring führte, war übrigens nicht bey allen Völkern einerley. Die Juden hatten ihn an der rechten; daß aber andere, nahmentlich Griechen und Rö-

mer, ihn am vierten Finger der linken Hand trugen, wo er nun noch angebracht wird, sollte den Grund haben, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten.

III.

III.

Merkwürdigkeiten aus der Länder- und Völkerkunde.

1.

Der Tower in London.

Der Tower (Festung) steht auf einem weitläuftigen, aber unregelmäßigen Platze, am Ufer der Themse. Er ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche oben Absätze und in der Mitte Schießlöcher hat, wo Kanonen hinein gepflanzt werden können. Diese Mauer ist von einem breiten und tiefen Graben eingeschlossen.

Der Tower bestand anfänglich bloß aus dem, was jetzt der weiße Tower genannt wird, von dem man (aber nach sehr unsichern Nachrichten) behauptet, er sey vom Julius Cäsar erbauet. Jetzt sind außer dem weißen Tower noch die Artilleriegebäude, die Münze, das

Reichsarchiv, die Juwelenkammer, das Spanische Zeughaus, das Zeughaus für die Cavallerie, das neue oder kleine Zeughaus, die Wohnungen für die Soldaten, auch einige schöne Gebäude für die Stabsofficiere und andere Personen, die im Tower wohnen, hinzugebauet worden, so daß der Tower jetzt mehr wie eine Stadt, als wie ein Castell aussieht.

Der Tower hat die beste Lage für eine Festung. Er liegt bloß 800 Yards ostwärts von der Londner Brücke entfernt, ist also nahe genug, um diese reiche Stadt gegen einen Ueberfall von der Flußseite her zu schützen. Nordwärts ist er von der Themse begrenzt; von dieser wird er durch eine kleine Rhede und durch einen engen Graben getrennt, über welche eine Aufziehbrücke geht, um die Ammunition und Schiffs- und Soldatenproviant leicht ein und auszuschiffen. Bey der erwähnten Rhede ist das Wasser- oder Verrätherthor, durch welches sonst Staatsgefangene heimlich zu Wasser weggebracht wurden. Auch sind bey dieser Rhede 60 Stück eiserner Kanonen in einer Linie aufgepflanzt, die bey öffentlichen feyerlichen Gelegenheiten abgefeuert werden.

Der Haupteingang in den Tower auf der Westseite geht durch drey Thore. Eins ist hinter dem andern. Das erste führt zu einem Platze, auf dessen rechter Seite der Löwenthurm liegt, wo eine Menge ausländischer

Thiere aufbewahret wird. Das zweyte Thor führt zu einer steinernen Brücke, die über den Graben gebaut ist, innerhalb welchem das dritte Thor, viel stärker als die zwey erstern, ist. Dieses hat eine Aufziehbrücke, welche nicht allein von Soldaten, sondern auch von Aufpassern beym Tower bewacht wird.

Diese Thore am Tower werden jeden Morgen und Abend mit großen Formalitäten eröffnet und geschlossen. Ein wenig vor 6 Uhr im Sommer, und im Winter, so bald es nur helle wird, geht der Officier von der Wache zum Gouverneur nach den Schlüsseln, und von da, von einem Unterofficier und 6 Mann von der Hauptwache begleitet, zurück ans innerste Thor. Nachdem dieses eröffnet, und diese durchpassirt sind, schließt man es wieder zu. Der Officier und seine Begleitung gehen zu den äußersten Thoren, eröffnen sie, und dann zurück zu dem innersten Thore, wo er den Aufpassern ruft, sie sollten sich gefaßt machen, die Schlüssel des Königs Georg zu empfangen. Das Thor wird geöffnet, und die Schlüssel in die Wachstube der Aufpasser gegeben, bis wieder zugeschlossen wird, welches gewöhnlich Abends um 10 oder 11 Uhr mit eben den Feyerlichkeiten als bey der Eröffnung geschieht. Wenn sie geschlossen sind, so geht der Officier mit seinen Soldaten auf die Hauptwache, wo alle Soldaten im Ge-

wehre stehen. Die Schildwache auf der Hauptwache ruft: wer da? der Officier: die Schlüssel. Die Schildwache antwortet: Schlüssel vorbey. Der Officier von der Hauptwache commandirt dann seiner Wache, das Gewehr abzulegen, worauf die Schildwache spricht: Gott erhalte den König Georg, und die ganze Wache ruft laut: Amen. Der Officier der die Schlüssel brachte, geht alsdann mit seiner Bedeckung zum Gouverneur, wo er die Schlüssel zurück läßt. Nach diesem kann niemand mehr aus oder ein bis an den Morgen, man müßte denn die Parole haben, die aber außer dem Officier und dem Unterofficier, auf der Wache niemand weiß, und in der nähmlichen Nacht eben dieselbe in allen Festungen Englands ist.

2.

Verschönerungsmethode der Abiponier.

Die Begierde schön zu seyn äußert sich auf eine ganz besondere Art bey einer wilden Nation in Südamerika, den Abiponiern. Diese Begierde wird auf eine Art befriediget, wozu sich ein Europäisches Gesicht wohl nicht so leicht hergeben dürfte. Sie machen sich nie häßlicher und fürchterlicher, als wenn sie sich zu putzen glauben. Man sieht unter ihnen Kna-

ben und Mädchen von einem Wuchse und einer Farbe, welche in Europa beneidet werden könnten; aber kaum sind sie etwas herangewachsen, so werden sie nach väterlicher Sitte schön gemacht, und zwar auf folgende Weise.

Eine Alte nimmt den Knaben oder das Mädchen her, legt den Kopf auf ihren Schoß, und fängt an, mit einem spitzigen Dorne auf Stirn, Backen und Kinn gewisse Figuren, Striche und Zeichen zu ritzen, zu graben, und zu stechen, bestreut die blutenden Wunden mit Asche, reibt sie ein, und sichert dadurch die Schönheit der Nation auf immer; denn weder Sonne, noch Wasser, noch Alter kann ihr schaden, und sie geht mit ihrem Besitzer zu Grabe.

Gewisse auf diese Art gerissene Zeichen haben alle Abiponier unter einander gemein; aber es gibt auch andere, die nur den Vornehmern eigen sind. Je vornehmer und angesehener ein Mädchen bey der Nation ist, desto mehr muß sie sich zerstechen und graviren lassen. Blut und Seufzer kostet ihr diese Ehre in Menge, und doch darf sie bey dieser Operation nicht muchsen. Ihr Kopf liegt in dem Schooße der Alten, die mit ihrem spitzigen Dorne zu mahlen beginnt, und mancherley Linien und Figuren nicht bloß in die Haut, sondern tief in das Fleisch gräbt. Erpreßt nun der unsägliche [illegible]hmer[illegible] [illegible] armen Mädchen einen Laut, so [illegible] [illegible]fe. Du Tochter, bist weich,

wie Baumwolle, sagt die Alte; du bist zarthäutig wie ein Kaninchen, schäme dich! Kommt noch ein Seufzer, herzlicher als der vorige, so erfolgen Schmähreden: du bist der Auswurf und die Schande unserer Nation! Wie kannst du bey dem leichten Kitzel wimmern? — Kommt ein dritter, so rückt die Alte mit ihrem kräftigsten Beruhigungsgrunde hervor: Keinen Mann wirst du bekommen! Keiner unserer jungen Helden wird dich, weiche Flaumenfeder, seiner Liebe würdigen! — Dieß wirkt, und nun kann ihr die Alte ganze Landkarten auf das Gesicht zeichnen, kein Seufzer, kein Laut wird mehr gehört, der heftigste Schmerz wird verbissen; das Mädchen lacht und schäckert, und bittet die Alte, niemanden zu sagen, daß sie gewimmert habe. Durch diese Operation ist denn das Mädchen, das vorher so schön war, in das abscheulichste Gesicht verwandelt.

Aber die Abiponier haben noch mehr Moden, wodurch sie die Natur verbessern. Daß man sich durch die Ohren Löcher bohren läßt, ist etwas ganz gewöhnliches in Europa; aber statt Ohrengehenke, Lippengehenke zu tragen, diese Erfindung war den rohen Wilden in Südamerika aufbehalten. Vor Zeiten pflegten sich die Abiponier mit einem glühenden Eisen oder mit einem spitzigen Schilfrohre die untere Lippe zu durchstechen, und kleine Röhrchen von Bein,

Glas, Gummi oder Messing, welches sie von den Spaniern erhielten, darin zu befestigen; jetzt aber machen nur diejenigen diese Mode mit, welche wild in den Wäldern leben; die übrigen, welche theils zum Christenthume wirklich bekehrt, theils mit den Spaniern, hauptsächlich mit den Jesuiten umgegangen sind, haben sie abgelegt. Aber ihre wilden Brüder dünken sich nie schöner, als wenn ihnen ein Röhrchen von Messing, einer Spanne lang, und so dick wie ein Federkiel von der Unterlippe bis auf die Brust herab hängt. Dazu denke man sich eine große mannhafte Figur, die ihren ganzen Körper mit allerley Farben, und die Haare blutroth angestrichen, Hals, Arme, Knie und Waden mit glänzenden und klimpernden Glaskugelschnüren behängt, eine lange Tabackspfeife im Munde, und einen großen Geyerflügel am linken Ohre hat. Diese Figur sehe man vor ihrer Hütte mit der ernsthaftesten Grandeza auf- und abspatzieren, und enthalte sich des Lachens.

Die Wilden bringen diesen Lippenputz nicht alle auf einerley Weise an. Die Caraiben z. B durchstechen sich die Lippen nicht, sondern schneiden sie der Länge nach auf, so daß sie, wenn die Wunde geheilt ist, drey Lippen zu haben scheinen. Andere fügen diesem Schnitte noch drey Querschnitte hinzu, und noch andere zerren sich unaufhörlich daran, so daß sie nach

und nach wie rohes Fleisch herunter hängt, und die unterste Reihe der Zähne scheußlich entblößt.

Die Art, wie sie ihre Ohren schmücken, ist nicht minder abentheuerlich. Den Abiponischen Mädchen und Knaben werden schon in der frühesten Jugend die Ohren durchstochen. Die jungen Männer tragen keinen Schmuck darin; aber die Alten pflegen zuweilen Stücke von Ochsenhorn, Holz, Bein und wollene Faden in ihre durchlöcherte Ohren zu stecken. Unter den verheiratheten Weibern findet man selten eine ohne Ohrenschmuck, welchen sie auf folgende Weise zubereiten. Sie nehmen ein langes, zwey Finger breites Palmblatt, winden es über einander zu einer Rolle, treiben es in das durchstochene Ohr immer weiter und weiter, bis das Loch nach und nach so weit wird, daß es die ganze Rolle des Palmblattes genau umschließt. Dieses treibt durch seine Federkraft die Oeffnung des Ohrläppchens immer weiter aus einander, und dehnt es endlich zu einer unglaublichen Größe aus. Je größer denn das Palmblatt ist, welches die Schöne in ihrem Ohre tragen kann, desto vornehmer und reitzender dünkt sie sich.

Es ist ein Wunder, daß die Abiponier, da sie mit ihren Augenbraunen, mit ihren Haaren, Backen und Kien so unbarmherzig hausen, ihre Nase so ganz unangefochten lassen können.

Ihre Landsleute, die Mexikaner, Brasilianer und andere durchbohren sie, und tragen Hölzchen, oder glänzende Steine darin, wie in grauen Zeiten die Parther, welche sich das Gesicht und viele andere Theile des Körpers durchlöcherten, und die Oeffnungen mit kleinen Steinen und kostbaren Körnchen auslegten, so daß sie den Anblick einer lebendigen Mosaik gaben. Diese Mode ist indessen noch nicht bis zu den Abiponiern vorgedrungen.

3.

Batavia.

Batavia, die Hauptstadt von allen Holländisch-Ostindischen Besitzungen, auf der Insel Java, hat ein angenehmes Ansehen, so bald man den Fluß herauf ist, der in die Stadt führt, und die armseligen Hütten der Fischer hinter sich hat. Die Canäle und Straßen, welche die Stadt durchschneiden, sind alle nach der Schnur gezogen, mehrentheils mit ansehnlichen Häusern bebaut, und mit Tamarinden- und Canarienbäumen bepflanzt. Man sieht hier keine Häuser von mehr als zwey Stockwerken, vermuthlich aus Besorgniß vor Erdbeben, obgleich dieses hier niemahls Verwüstungen angerichtet hat. Das Aeußere der Häuser gleicht vollkommen den Holländischen, nur daß das Dach an allen einige Fuß über die

Wand austritt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Inwendig sind die Gebäude wegen der verschiedenen Bedürfnisse sehr abweichend von der Bauart der Europäer. Ein großer Saal, der sich wie eine Gallerie durch das ganze Haus erstreckt, verbindet die verschiedenen Zimmer. Dieser Saal oder Gallerie dient so wohl zum Besuch- als Speisezimmer, ja alle tägliche Verrichtungen werden darin vorgenommen. Gemeiniglich findet man sie mit Verschwendung meublirt, doch ohne Tapeten. Das obere Stockwerk enthält die Schlafzimmer, und die Wohnungen der Sclaven; es wird daher selten an Fremde gezeigt, und ist nur schlecht, aber doch sehr reinlich aufgeputzt. Wenn es der Raum erlaubt, so ist in der Nachbarschaft des Wohnhauses alle Mahl noch ein kleiner Saal, den man hier ein Spielhaus nennt. Zuweilen ist er offen, und hat nur Rollklappen von Leinwand, zuweilen auch zugebaut. Hierher führt man die Fremden bey ihren Besuchen, um freyere Luft zu genießen. Die Wärme ist hier nicht unerträglicher, als sie in den Sommertagen in Deutschland ist. Die Mittagshitze wird sehr durch den Seewind gemäßiget, der um die Mittagsstunde gewöhnlich sehr frisch macht. Die Morgen- und Abendstunden sind angenehm, und die Nächte so kühl, daß man sich zudecken muß. Die Lebensart ist hier besser, als in den mehresten großen Handelsplätzen, wo durchgän-

zig, wegen der Menge von Beschäftigungen, dem Umgange wenig Zeit gewidmet werden kann. Den Mittag kann man hier allezeit in Gesellschaft zubringen. Die Gastfreyheit erstreckt sich in Batavia so weit, daß jeder, der keine eingerichtete Haushaltung hat, der gewöhnliche Tischgenosse seiner Nachbarn und Bekannten ist.

Die Gegend um Batavia ist angenehm. Sie besteht aus einer unzählbaren Menge von Landhäusern, und oft mit Geschmacke angelegten Gärten, wodurch sie das Ansehen eines einzigen großen Gartens gewinnt. Bäume, Pflanzen, Menschen und Thiere, alles gewährt hier einen besondern Anblick, und reizt das Auge des Naturforschers. Die Menschen sind hier eine seltsame Mischung aller Nationen der Erde, von mannigfaltiger Tracht und Farbe. Der Handel und eine gute Polizey macht, daß sie alle einträchtig und friedlich bey einander leben, so verschieden auch ihre Sprache, Religion und Sitten sind.

Die Sitten und den Anzug des schönen Geschlechts findet man hier besonders fremd, denn beyde weichen von den Europäischen ganz ab. Der Kopfputz besteht in einem großen Knopf, welchen sie von ihren eigenen Haaren mitten auf dem Kopfe artig zusammen zu schlagen wissen. Er wird mit goldenen Nesteln und Kämmen fest gemacht, und mit Juwelen, oder auch mit lebendigen Blumen geziert. Das Kleid ist

ein langer Rock mit spitzigen Aermeln, ohne Falten, und ohne Bezeichnung der Taille. Zuweilen ist er kürzer, aber von eben diesem Schnitte, und wird dann mit einem leichten Unterrocke getragen. Zu Hause trifft man sie oft mit bloßen Füßen an.

Die Frauenzimmer in Batavia baden sich öffentlich in den Strömen, welche hier vorbey fließen, so daß jeder Vorübergehende zusehen kann. Es ist hier so wenig wider den Wohlstand, als wider die Schamhaftigkeit, wenn sie mit Mannspersonen von ihrer Bekanntschaft und Umgange zugleich baden. Die Mode, Siri oder Betel zu kauen, hat etwas sehr Widriges für das Auge, wenn man sie zum ersten Mahle bemerkt; allein nach und nach gewöhnt man sich an diesen Anblick. Nach dieser Mode läßt sich jede Dame ein mit Gold oder Silber beschlagenes Kästchen in alle Gesellschaften nachtragen, in welchem alles zusammen gepackt ist, was zu dieser Orientalischen Leckerey gehört. Der Betel ist das Blatt von einer Pflanze, welche wie der Epheu wächst; es hat einen zusammenziehenden Geschmack. Bey dem Gebrauche wird ein Stückchen Arekanuß in ein solches Blatt gewickelt, ein klein wenig Kalk hinzu gethan, und so gekauet. Der Speichel färbt sich roth davon. Die Arekanuß kommt von einem Palmbaume, der einen sehr hohen Stamm treibt, und ein angenehmes Ansehen

hat. Verschiedene behaupten, daß der Ciri einen guten Athem mache, oder doch den übel riechenden verberge. Die Europäischen Männer kauen den Ciri nicht, bey den Inländern aber gehört es so wohl für Männer als Weiber zur feinen Lebensart.

Viel schlimmer, als dieses Betelkauen, ist die Absonderung von der Gesellschaft, welche das schöne Geschlecht gewöhnlich beobachtet, und ohne die man die hiesigen Gesellschaften um vieles fröhlicher sehen würde. Die Frauenzimmer sitzen bey gesellschaftlichen Zusammenkünften allezeit allein, und oft in einem besondern Zimmer. Hier kauen sie ihren Ciri, und bewirthen sich mit Thee, Früchten und andern Näschereyen, indeß die Männer ebenfalls einen besondern Zirkel ausmachen, und sich bey einer Pfeife Tabak und einem Glase Wein mit Spielen und Sprechen unterhalten. Nur beym Tanze, wovon die hiesigen Frauenzimmer große Liebhaberinnen sind, sieht man die gesellschaftlichen Freuden allgemein werden, und nur an einigen Ceremonientagen sitzt man in bunter Reihe an der Tafel.

So bald man in ein Haus kommt, um Besuch abzustatten, legt man, nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, Degen und Rock ab, dieses selbst bey dem Generalgouverneur. Die, welche Perücken tragen, entladen sich auch von dieser Bürde, an deren Stelle sie ihren kahl geschornen Kopf mit einer leichten Mütze bedecken,

und in diesem Aufzuge figurirt man beym Tanze, beym Spiele und an der Tafel.

Der gewöhnliche Tag wird hier auf folgende Art hingebracht. Des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr macht man seine Partie für den Mittag und Abend; die, welche Gesellschaft geben, schicken umher, um sich anmelden zu lassen, und wer nicht gebethen ist, der läßt so lange bey seinen Bekannten umher fragen, bis er einen antrifft, der ihn annehmen kann. Dieß ist die einzige Bemühung, welche des Vormittags für das Vergnügen unternommen wird; denn übrigens bleibt dieser gänzlich den Geschäften gewidmet. Gegen 12 Uhr begibt man sich in das Haus, wo man den Mittag speisen will. Unter einem Gespräche bey Wein und Tabak erwartet man das Auftragen des Essens. Ist die Tafel bereitet, so wird durch Sclavinnen Wasser, die Hände zu waschen, herum gegeben, und so bald sich jeder gewaschen hat, setzt man sich zu Tische. Die Suppe, und eine Schüssel mit Fischen werden einzeln aufgesetzt. Hierauf folgt eine Tracht von Speisen in Schüsseln und auf Tellern, deren Anzahl die Größe des Tischtuches bestimmt. Ein Nachtisch von Früchten, eingemachten Sachen, Käse, Milch, Butter und dergleichen macht den Beschluß. Es wird reichlich bey Tische getrunken, doch ist dieß selten mit Zwang verknüpft. Der Wirth bringt bey jedem Glase Wein seine

Gesundheit aus. Man gibt Reiß und auch Brot bey dem Essen, verschiedene in Essig eingelegte Früchte, und mehrere Arten von einer Indischen Leckerey, die man Sambul nennt. Es ist gebräuchlich vor und nach dem Essen zu bethen. Ist die Mahlzeit geendet, so wird wieder Wasser zum Händewaschen herum gegeben, das Tischtuch abgenommen, Tabak geraucht und Wein getrunken. Wenn die Pfeife aus ist, trinkt man noch ein Glas auf eine gute Mittagsruhe, drückt sich die Hände, und jeder eilt nach Hause zu seiner Schlafkammer. Die Damen entfernen sich gemeiniglich gleich nach geendigter Mahlzeit.

Abends um 6 Uhr kommt man in die Gesellschaft, die man sich für den Abend ausgesucht hat. Hier wird gewöhnlich gespielt, oder man setzt sich an einen Tisch, der mit Wein und Tabak versehen ist, um sich mit Sprechen die Zeit zu verkürzen. Das dauert bis um 9 Uhr, dann geht man wieder nach Hause, wenn der Wirth nicht Lust hat, ein Abendessen zu geben, oder der Gast, es anzunehmen. Bleibt man, so findet man ungefähr dieselbe Einrichtung, als beym Mittagsessen. Nach Tische setzen sich Herren und Damen bey gutem Wetter vor das Haus, die Damen, um Siri zu kauen, und die Männer, um Tabak zu rauchen, zu sprechen und Wein zu trinken.

4.

Meinungen roher Völker über die Entstehung der Menschen.

Man darf es als eine unwidersprechliche Wahrheit annehmen, daß alle unaufgeklärte Menschen in allen Zeiten und allen Theilen der Erde sich entweder von Göttern, oder von Thieren, oder selbst von todten leblosen Gegenständen abgeleitet haben.

Viele Völker stimmten in dem Glauben, oder in der Sage überein, daß einstens Götter oder übermenschliche Naturen auf der Erde geherrscht, und die Erde bevölkert, oder daß wenigstens Söhne und Töchter von Göttern das menschliche Geschlecht hervorgebracht hätten. So dachten vormahls nicht nur die alten Phönicier, Chaldäer und alle Celtische Völker, sondern auch die alten Peruaner, die ihre Inkas für Söhne der Sonne, und die Kinder der Sonne und des Mondes für die Schöpfer von Menschen und Thieren hielten. Eben so denken noch jetzt die Braminen und alle Völker des südlichen und östlichen Asiens, welche ihre Religion aus Hindostan erhalten haben, bis zu den Japanesen hin. Eines gleichen göttlichen Ursprungs rühmen sich auf den heutigen Tag die Otaheiter, und andere Völker der Südsee, ja selbst der blödsinnigen Kamtschadalen und Neger, deren

ren Götterlehre eben so charakteristisch, als ihre Sitten, ihre Gemüths- und Lebensart sind.

Es hat viele Völker gegeben, die von ihren Göttern eben so große, oder noch größere Schandthaten erzählten, als die Kamtschadalen und Neger, aber das ist gewiß, daß es außer diesen nie ein Volk gab, welches die von den Göttern erzählten Schandthaten selbst dafür anerkannt, und ihre Götter so sehr zum Gegenstande des Spottes, und zu Urhebern von solchen albernen und widersprechenden Schwänken gemacht hätte, die nur aus der verrückten Phantasie von Kamtschadalen und Negern kommen, und auch nur diesen allein glaublich und ergetzend scheinen konnten. Die Kamtschadalen nennen den Kutka den Schöpfer von Kamtschatka und den Stammvater ihres Volkes. Sie wissen zwar nicht, woher dieser Kutka gekommen, und ob er ursprünglich Gott oder Mensch gewesen sey, allein das wissen sie gewiß, daß er vormahls als einer ihrer Vorfahren gelebt, sich genährt, gekleidet und beschäftiget habe; daß er von seinem Weibe, seinen Kindern und Verwandten oft gemißhandelt, und sogar von den verächtlichsten Thieren als ein Blödsinniger oder Verrückter verspottet und hintergangen worden sey, welche meistens durchaus ungedenkbare Mißhandlungen und Verspottungen den Hauptinhalt ihrer lustigen Erzählungen ausmachen. Sie schreiben es der

Dummheit des Kutka zu, daß ihr Vaterland nicht schöner und fruchtbarer geworden sey, als es wirklich ist, daß es durch so viele hohe Gebirge und unersteigliche Felsen verunstaltet worden, und daß sie noch immer mit reißenden Strömen und mit gewaltigen Regen und Stürmen zu kämpfen hätten; allein nie fiel es ihnen ein daran zu denken, wie Himmel und Erde so weislich gemacht, und so wunderbar regiert und erhalten würden.

Die Ueberlieferungen der Neger von ihrem Nanni sind den Kamtschadalischen Sagen eben so ähnlich, als beyde Völker sich überhaupt in Ansehung der Anlagen ihres Geistes sind. Eine große schwarze Spinne, sagen die Neger, schuf auf göttlichen Befehl die ersten Menschen, oder sie gab vielmehr den Stoff her, aus welchem ein Fetis Menschen machte. Da sie sich endlich ganz leer gesponnen hatte, und alle Menschen, die daraus hervor gebracht wurden, sich undankbar von ihr entfernten, so erzeugte sie endlich aus der wenigen Materie, die ihr übrig blieb, noch einen letzten, der kleiner als die übrigen wurde. Diesen erzog sie selbst, und legte ihm ihren Nahmen, Nanni, bey. Dieser Nanni ist der Gegenstand aller ihrer lustigen Erzählungen, oder, wie Römer naiv sagt, der Eulenspiegel der Neger, wie Kutka es von den Kamtschadalen ist. Seine Mutter unterrichtete ihn, wie er ohne Arbeit in der Welt leben

könnte, wenn er Menschen und Götter auf eine geschickte Art betröge. Sie lehrte ihn, wie er Hühner verzehren und Eyer aussaufen, und doch beyde wieder so verfälschen, oder dem Scheine nach ergänzen könnte, daß der Fetis sich damit befriedigte. Nanni verlor bey Gelegenheit eines seiner Diebsstreiche beyde Arme, allein dieß hinderte ihn nicht, daß er nicht Holz gehauen, und andere Geschäfte verrichtet hätte, zu welchen nothwendig Hände und Arme erfordert werden. Diese und ähnliche Widersprüche fallen den Negern gar nicht auf, und man macht sie nur unwillig, wenn man sich Erläuterungen darüber ausbittet, ohne sie von der Ungereimtheit oder Undenkbarkeit ihrer Erzählungen zu überzeugen.

So groß aber auch die Zahl von Völkern ist, welche ihr Geschlecht bis zu den Göttern hinaufleiten, so ist doch die Zahl derjenigen Nationen noch viel größer, die entweder von Thieren, oder von leblosen Dingen entsprungen zu seyn glauben.

Anfangs, sagen die Calmycken, war ein ungeheurer Raum oder ein Chaos, von dessen Ursprung sie nichts wissen, dessen Weite und Tiefe sie aber auf sechs Millionen, hundert und sechzehn tausend ihrer Meilen schätzen. In diesem Raume zogen sich goldfarbige Wolken zusammen, die einen so anhaltenden Regen ausschütteten, daß daraus ein unermeßliches Meer ent-

stand. Auf diesem Meere bildete sich nach und nach ein Schaum, aus welchem alle lebendige Wesen, unter diesen auch die Menschen entstanden, aus deren Mitte wiederum die Burchanen oder die Götter hervor gegangen sind.

Den Calmycken nähern sich die Einwohner der Moluckischen und andern Inseln im Ostindischen Ocean am meisten. Diese glauben nähmlich fast alle von leblosen Dingen entsprungen zu seyn, da hingegen die Amerikanischen Völker im Durchschnitte die Thiere für ihre Schöpfer oder Stammväter halten. Die Bewohner der Ostindischen Inseln sind alle überzeugt, daß ihre Voraltern entweder aus Bäumen oder Steinen entstanden, oder daß sie auch von Schlangen und andern Thieren erzeugt worden sind. Die Völker in den Moluckischen Inseln erzählen von drey Eyern, die an einem Felsen gefunden worden, und aus welchen drey große Könige sich entwickelt hätten. Man verehret noch bis auf den heutigen Tag so wohl den Felsen, wo die wundervollen Eyer lagen, als die Eyer selbst, und die Könige, die aus ihnen erzeugt wurden.

Die Einwohner der Philippinischen Inseln glauben, daß der erste Mann und das erste Weib aus einem Bambusstamme auf der Insel Sumatra hervor gegangen, und daß diese Stammältern der Menschen über ihre Vermählung mit einander in Streit gerathen seyen. Die Bewohner der Ladronischen oder so genann-

ken Diebsinseln erzählen, daß der erste Mensch aus einem Erdenkloß auf dem Eylande Guam entstanden sey, daß er nachher in einen Stein verwandelt worden, und daß aus diesem Steine alle Menschen in allen Erdtheilen entsprungen seyen. So wie die Menschen sich von ihrem ersten Vaterlande entfernten, so vergassen sie auch allmählig die Sprache und Lebensweise ihrer Väter, und daher kommt es, sagen diese Wilden, daß die übrigen Völker nicht reden, und uns nicht verstehen können. Wenn sie, setzen sie bescheiden hinzu, einige Worte unvollkommen und roh hervor bringen, so thun sie es wie Verrückte, ohne sich unter einander zu verstehen, und ohne zu wissen, was sie sagen.

Die Amerikanischen Wilden hingegen leiten sich entweder von dem Großen Hasen, den sie sich als einen Riesen von ungeheurer Größe denken, oder auch von Karpfen, Bären oder andern Thieren ab. Die meisten Algonkinischen Völker glauben, daß, da der große Hase mit seinem ganze Gefolge, welches gleichfalls aus vierfüßigen Thieren bestand, auf dem Wasser getragen wurde, er die Erde aus einem Sandkorne bildete, welche er aus dem Grunde des Meeres hervor zog, und daß er die Menschen aus den Leichnamen verstorbener Thiere schuf. — Die Huronen und Irokesen lassen gleich sechs Menschen auf der Erde erscheinen, und wenn man sie fragt, wer sie dahin gesetzt habe,

so antworten sie, daß sie es nicht wüßten. Einer aber von diesen Menschen, fahren sie fort, stieg zum Himmel hinauf, um eine Frau zu suchen. Er fand eine, mit Nahmen Atahentsic, mit welcher er sich vermischte, und die bald schwanger wurde. Als der Herr des Himmels dieses bemerkte, stürzte er sie aus den himmlischen Wohnungen herab. Atahentsic wurde aber auf dem Rücken einer Schildkröte aufgefangen, und von zwey Kindern entbunden, wovon das eine das andere umbrachte. In den Fabeln dieser Wilden findet sich nichts weiter weder von den fünf übrigen ersten Menschen, noch von dem Gemahle der Atahentsic, die nach einigen nur eine einzige Tochter hatte. Diese gebar zwey Söhne, Tahuitsaron und Juskeka. Der letztere, welcher der ältere war, tödtete seinen Bruder, und erhielt bald nachher von seiner Großmutter den Auftrag, an ihrer Statt die Welt zu regieren. Die Wilden berichten überdem, daß Atahentsic der Mond, und Juskeka die Sonne sey, die sie wiederum sehr oft mit Areskui, dem großen Geiste verwechseln.

Den Sagen der Amerikaner über die Schöpfung des Menschen entsprechen vollkommen diejenigen, die man unter ihnen über die Zerstörung des Menschengeschlechts durch eine große Fluth, und über die Wiederbevölkerung der Erde findet. Als fast das ganze menschliche Geschlecht, erzählen die Nordamerikanischen Wil-

den, durch eine allgemeine Ueberschwemmung vertilgt war, schickte ein gewisser Messu, der sich gerettet hatte, einen Raben aus, daß er ihm aus dem Grunde des Meeres ein Stückchen Erde hohlen sollte. Weil aber dieser seinen Auftrag nicht gehörig ausrichtete, so wählte Messu zu demselbigen Geschäfte eine Muskusratze, die auch glücklicher oder geschickter war. Messu stellte aus den Bißchen Erde, was die Ratze ihm gebracht hatte, die Welt in ihren vormahligen Zustand wieder her. Er schoß gegen die verdorrten Zweige von Bäumen, die sich erhalten hatten, Pfeile ab, die sich in lebendige Zweige verwandelten, that noch viele andere ähnliche Wunder, und heirathete aus Dankbarkeit für den Dienst, den ihm die Muskusratze geleistet hatte, ein Thier dieser Art, mit welchem er Kinder zeugte, wodurch die Erde von neuem bevölkert wurde. Er theilte noch die Gabe der Unsterblichkeit einem Wilden in einem kleinen Plaket, aber unter der ausdrücklichen Bedingung mit, daß er es nicht öffnen solle, ohne ein so kostbares Geschenk unwiederbringlich zu verlieren.

Die Grönländer nennen den ersten Menschen Kallak, und erzählen, daß er aus der Erde, und bald nachher aus seinem Daumen das erste Weib entstanden sey, von welchen beyden in der Folge alle Menschen hergekommen seyen. Einige schreiben sogar dem Kallak den

Ursprung aller Dinge zu. Den Tod soll das erste Weib in die Welt gebracht haben, indem sie sagte: laß diese sterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen. Einigen Sagen zufolge gebar einstens ein Grönländisches Weib Kablunät oder Ausländer, und Hunde, die ihren Vater auffraßen. Die meisten hingegen glauben, daß die Hunde vor den Menschen entstanden seyen, und daß sie daher ein feineres Vorgefühl von künftigen Dingen hätten. Auch unter den Grönländern findet sich die Ueberlieferung, daß die Erde einmahl gleich einem Schiffe umgeschlagen sey, und daß die meisten Menschen ersäuft, einige aber in Feuergeister verwandelt worden seyen. Der einzige Mensch, setzen sie hinzu, der übrig blieb, schlug mit einem Stabe auf die Erde, worauf sogleich eine Frau hervor stieg, mit welcher er die Erde bevölkerte. Kaum sollte man es Menschen, die solche Dinge annehmen, zutrauen, daß sie aus Ueberbleibseln von Fischen und Wallfischknochen, die sich in Grönland auf hohen Bergen finden, den Schluß ziehen, daß das Meer vormahls die ganze Erde müsse bedeckt haben.

Unter allen Amerikanischen Wilden sind die Californier unstreitig diejenigen, die sich den Thieren am meisten nähern, und es ist daher zu bedauern, daß ihre Meinungen von dem Ursprunge ihres Volkes nicht umständlich genug bekannt wurden. Nach den Erzählungen der

Reisebeschreiber glauben einige, daß sie von einem Vogel, andere, daß sie von einem Steine herkommen, der nicht weit von seinem Hause lag; und noch andere träumen auf eine ähnliche aber viel thörichtere und unvernünftigere Art.

Wenn man die Caraiben über ihre Entstehung fragt, so antworten sie stolz, daß es außer ihnen kein anderes Volk auf der Erde gebe, und daß alle übrige Nationen ihre Sclaven seyen. Ihre Nachbarn aber, die Salivas, haben folgende Ueberlieferung von dem Ursprunge der Caraiben. Als einstens eine schreckliche Schlange alle Völker am Oronoko verzehrte, schickte der Gott des Himmels seinen Sohn auf die Erde, um dieses Ungeheuer zu tödten. Er erlegte es auch wirklich zur großen Freude aller Anwohner des Oronoko. Allein diese Freude war nur von kurzer Dauer. Die Schlange fing an zu verwesen. Aus ihren Eingeweiden erzeugten sich große Würmer, und aus einem jeden dieser Würmer entstand ein Caraibe und eine Caraibinn. So wie die Schlange eine Feindinn und Zerstörerinn aller Nationen gewesen war, so wurden es auch die Caraiben, die aus ihren Ueberbleibseln entsprangen. — Die Onbaquas hingegen sehen die Caraiben als Abkömmlinge von Tigern an.

Ein anderes Volk, die Othomacas, erzählen, daß ein Haufen von Steinen, die auf einer

Felsspitze jagen, ihre Stammväter, und daß ein anderes großes Felsenstück, das von diesen zwey Meilen entfernt war, und auf einem felsigen Vorgebirge ruhete, ihre Stamm-Mutter gewesen sey. Ja sie glauben sogar, daß ein jeder der Steine, woraus dieß letztere Vorgebirge besteht, einer ihrer Vorfahren gewesen sey. — Aus diesem Grunde legen sie auch die Schädel ihrer Verstorbenen in den Ritzen des Felsen, gleichsam in den Schooß ihrer Stamm-Mutter, und in die Mitte der Ueberbleibsel ihrer ältesten Vorfahren nieder. — Auf dieselbige Art denken die Mapeyas. — Unter den Salivas hält sich ein Stamm für Söhne der Erde, und sagt, daß die Erde vormahls Männer und Weiber wie Dornen und Distel getragen habe. Andere Stämme geben vor, daß gewisse Bäume ehemahls Menschen von beyderley Geschlecht, wie andere Früchte hervor gebracht hätten. Noch andere halten sich für Abkömmlinge der Sonne, und als der Jesuit Gumilla sie fragte, warum die Sonne jetzt nicht mehr von Menschen entbunden würde, und wie ihre Stammältern aus der Sonne auf die Erde hätten kommen können, ohne sich zu Tode zu fallen, so antworteten sie eben so kalt, als alle übrigen Amerikaner in ähnlichen Fällen zu thun pflegen; wer weiß, was vormahls geschehen ist. — Die Achaquas endlich bilden sich ein, daß sie entweder aus Stämmen von Bäumen, oder daß sie

von gewissen Königen entsprungen seyen; allein sie denken gar nicht an eine andere Frage, woher denn diese Stämme, oder diese Könige entstanden seyn könnten.

5.

Pecking.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse aller im Chinesischen Reiche gewesenen Reisenden übertrifft die Stadt Pecking die größten Städte von Europa, so wohl durch ihren Umfang, als die ungeheure Anzahl ihrer Einwohner. Ihre unermeßliche Größe ist nicht allein des mächtigsten Kaisers würdig, dessen Residenz sie ist, sondern auch dem weitläuftigen Reiche angemessen, wovon sie die Hauptstadt ist. Ihre Lage ist in einer fruchtbaren Ebene. Sie führt den Nahmen Pecking, der so viel als die nordische Hofstadt bedeutet, so wie Nanking, wo der Kaiser ehemahls residirte, so viel als die südliche Hofstadt heißt. Die Tataren thaten damahls häufige Streifereyen ins Chinesische Gebieth, daher der kaiserliche Hof nach einer nördlichen Provinz verlegt wurde, damit man gegen dieses unternehmende Volk die große Anzahl Truppen brauchen könnte, die sich immer um die Person des Kaisers befinden.

Die Stadt Pecking hat die Gestalt eines vollkommenen Vierecks, und wird in zwey

Städte abgetheilt. Diejenige, wo der Pallast des Kaisers ist, heißt die alte oder Tatarische Stadt, weil unter der jetzigen Regierung die daselbst befindlichen Häuser den Tataren zugetheilt wurden. Die andere heißt die neue oder Chinesische Stadt. Die Chineser, die aus der ersten vertrieben wurden, setzten sich in dieser fest, die weniger volkreich als die andere ist. Nach einer neuern Angabe ist der Umkreis dieser beyden großen Städte sechs Französische Meilen. Außer dem hat Pecking noch dreyzehn sehr beträchtliche Vorstädte.

Die neue Stadt hat, wie die meisten Städte in China, niedrige und schlecht unterhaltene Mauern, aber die alte Stadt ist von guten Mauern umgeben, die von sehr dicken Ziegelsteinen, und ungefähr 40 Fuß hoch sind. Alle zwanzig Klafter findet man wohl versehene Thürme, deren einige sehr groß und hinreichend sind, zahlreiche Truppen zu bewahren. Auch sieht man an verschiedenen Orten einen sehr bequemen Abhang, um Pferde auf die Mauern zu führen. Die Stadt hat 13 Thore, die besonders in der alten Stadt, sehr hoch und sehr gut gewölbt sind. Ueber denselben sind doppelte Pavillons von außerordentlicher Größe und neun Stockwerke hoch, mit Fenstern und Kanonenlöchern versehen. Der eine dieser Pavillons dominirt die Stadt, und der andere das

Feld. Vor jedem Thore ist ein Raum von 270 Fuß, der zum Waffenplatze dient.

Obgleich Pecking so groß ist, so wird man doch überall von Menschen gedrängt, so daß man große Mühe hat, durch die Menge durchzubrechen. Das Gewühl von Menschen, Pferden, Maulthieren, Kameelen, Wagen und Sänften ist unglaublich. Hin und wieder trifft man Haufen von einigen hundert Menschen an, die den Marktschreyen und Sängern zuhören, oder sich wahrsagen lassen, wodurch denn die Zugänge in den Straßen verstopft werden, und diese große Verwirrung vermehrt wird. Bey jedem Schritte werden Standespersonen aufgehalten, wenn sie nicht einen Reiter bey sich haben, der vor ihnen herreitet, und Platz macht.

Wohlhabende Personen lassen sich gewöhnlich in Sänften tragen, oder sie reiten, daher man aller Orten Pferde, Maulesel und Tragesessel zu vermiethen findet. Zehn bis zwölf Groschen sind hinreichend, sich einen ganzen Tag zu Pferde, oder auf einem Maulesel herum führen zu lassen, wobey die Treiber ihre Thiere am Zaume leiten. Alle diese Straßengänger sind Männer, denn die Weiber dürfen nicht ausgehen. Obgleich Pecking durch den großen Umfang und durch die Volksmenge Paris weit übertrifft, so findet man doch, wenn man die Häuser der letztern Stadt zu vier Stockwerk rechnet, weniger Wohnungen zu Pecking, als

zu Paris. Die Ursache davon ist theils, daß die Straßen zu Pecking um sehr vieles breiter sind, theils auch der Pallast des Kaisers, der außerordentlich weitläuftig und wenig bewohnt ist; über dem gibt es große Reißmagazine für mehr als 200,000 Mann, und viele andere ausgedehnte öffentliche Gebäude. Dennoch aber fehlt es den Chinesern hier nicht an Raum zu Wohnungen, denn man muß wissen, daß dieses Volk in ihren Häusern ganz außerordentlich gedrängt zusammen wohnet, so daß da, wo zehn Europäer sehr unbequem wohnen, dreyßig Chinesen überflüssige Bequemlichkeit haben würden. Ueber dem haben so wohl die mehresten Handwerksleute, als auch die Armen nicht in der Hauptstadt ihre Wohnung, sondern leben das ganze Jahr durch auf kleinen Schiffen, womit der Hafen bedeckt ist, die gleichsam eine schwimmende Stadt bilden, nicht weniger bevölkert, als die auf dem festen Lande.

Wenn man die Einwohner von Pecking nach dem außerordentlichen Gewühle in den Straßen beurtheilen wollte, so würde man die Volksmenge derselben auf 4 oder 5 Millionen schätzen, allein bey einer nähern Untersuchung wird diese Meinung sehr verringert. Eine ungeheure Menge Bauern kommen alle Tage mit Lebensmitteln aus den umliegenden Gegenden nach Pecking. Dieser Zufluß vermehrt die Wagen, Karren, Kameele und andere Lastthiere,

nebst ihren Führern. Außer dem arbeiten die mehresten Handwerksleute in China in den Häusern der Privatpersonen, will man sich z. B. ein Kleid machen lassen, so kommt der Schneider des Morgen, und geht des Abends wieder nach Hause, und so ist es mit allen Handwerkern bis auf die Schmiede, die ihren Ambos, Ofen und alle Instrumente mit sich in den Straßen herumführen und Arbeit suchen. Die Barbiere tragen einen Lehnstuhl auf den Schultern, und das Becken nebst dem Kessel in der Hand. Alle diese formiren das Gewühl, wozu noch kommt, daß die Reichen, ja selbst die vom Mittelstande, wenn sie sich tragen lassen, oder reiten, ihre Bedienten bey sich haben. Wenn ein Gerichts-Mandarin ausgeht, so folgen ihm alle, die zu seinem Tribunal gehören, wie bey einer Prozession. Die Prinzen vom Geblüte und Hofleute hingegen werden alle Mahl durch einen großen Trupp Reiter begleitet. Aus allen diesen angeführten Gründen kann man also die Bevölkerung von Pecking nicht höher, als zwey Millionen rechnen.

Fast alle Straßen dieser Stadt sind schnurgerade, eine Stunde Weges lang, und 100 bis 120 Fuß breit; die mehresten sind mit Kaufläden besetzt. Die ohnehin schlecht gebauten Häuser sind so niedrig, daß sie mit der Länge der Straßen in keinem Verhältnisse stehen, und einen unangenehmen Anblick verursachen. In-

dessen wird dieser Fehler durch andere Dinge einiger Maßen ersetzt. Dieses sind die mit Seide, Porzellain und lackirten Sachen gezierten Buden, welche das Auge ungemein ergetzen. Hierzu kommt noch der Gebrauch, daß jeder Kaufmann vor seiner Thür auf einem Fußgestelle eine zwölf bis fünfzehn Fuß hohe, gemahlte, lackirte und oft vergoldete Tafel hinstellt, die mit großen Buchstaben seine Waaren ankündigt. Diese fast in gleicher Entfernung auf beyden Seiten der Straßen errichteten Pilaster formiren eine sonderbare und prächtige Colonnade. Dieser Gebrauch ist in allen Chinesischen Städten gemein.

Die Stadt Pecking ist in eine unzählbare Menge Quartiere getheilt. Zehn Häuser haben alle Mahl einen Aufseher, der den Gouverneur von allem, was daselbst vorgeht, Nachricht geben muß. Die in einem Quartiere gelegenen Häuser müssen einander wechselsweise bewachen und beschützen. Wenn daselbst ein Diebstahl oder ein anderes Verbrechen begangen wird, werden alle zur Verantwortung gezogen, so wie auch jeder Hausvater für die Aufführung seiner Kinder und Bedienten stehen muß. Alle großen Straßen der Stadt sind mit Truppen besetzt, welche allda Tag und Nacht Wache halten; sie haben das Schwert an der Seite, und die Peitsche in der Hand, und schlagen ohne Unterschied des Standes auf diejenigen zu, die eini-

einige Unruhe verursachen. Sie haben auch das Recht, diejenigen in Verhaft zu nehmen, welche Zänkereyen anfangen, oder sich ihnen widersetzen. So wohl die großen als die kleinen Straßen haben Thore, die besonders bey den kleinen mit hölzernen Gittern versehen sind, wo man durchsehen kann. Da die kleinen Straßen an die großen anstoßen, so werden die Wachen in den letztern so postirt, daß sie die erstern übersehen können, wo nur gewöhnlich eine Schildwache in der Mitte steht. So bald die Nacht anbricht, werden die Thore in allen Straßen geschlossen, und nur bloß für bekannte Personen geöffnet, die eine Laterne bey sich haben, und gute Ursachen wegen ihres Ausgehens anführen können.

Da die Chineser den Grundsatz haben: die Nacht ist für die Ruhe, und der Tag zur Arbeit bestimmt, so beobachten sie denselben auch sehr genau. Die Gesetze sind so wachsam über diesen Punct, daß man keine rechtschaffenen Leute des Nachts in den Straßen findet. Wenn man zufälliger Weise jemanden begegnet, so wird er für einen nichtswürdigen Menschen, oder gar für einen Dieb gehalten, der etwas Böses im Sinne hat. In solchen Fällen hat selbst der Unschuldige Mühe, sich der Strenge der Gerechtigkeit zu entziehen. In Pecking so wohl, als in allen andern Städten findet man große Glocken, oder ungeheure Trommeln, die

Nachtwachen zu bezeichnen. Eine jede Nachtwache ist von zwey Stunden, und die erste fängt gegen 8 Uhr des Abends an. So lange diese erste dauert, schlägt man von Zeit zu Zeit Einen Schlag mit der Glocke, oder auf die Trommel; während der zweyten erfolgen zwey, während der dritten drey Schläge u. s. w., so daß, zu welcher Zeit des Nachts man auch aufwacht, man durch diese Glocken- oder Trommelschläge ungefähr die gegenwärtige Stunde erfährt.

So bald das erste Zeichen der Nachtwache gegeben ist, patrouilliren einige Soldaten von einem Wachtruppe zum andern, und machen ein beständiges Geklirre mit ihren Schwertern, um ihre Wachsamkeit anzuzeigen. Alle diejenigen, welche man des Nachts antrifft, selbst die, welche in kaiserlichen Geschäften verschickt sind, werden angehalten, und wenn ihre Antwort zu dem kleinsten Verdachte Raum gibt, in Verhaft genommen. Durch diese Anordnungen, die mit der genauesten Pünctlichkeit beobachtet werden, geschieht es, daß Stille, Ruhe und Sicherheit in der ganzen Stadt herrschen. Hierzu kommt noch, daß der Gouverneur von Pecking, weil er verbunden ist, alle Tage die Runde zu gehen, bisweilen zu einer Zeit erscheint, da man ihn am wenigsten erwartet. Die Officiere, die auf den Mauern und auf den Pavillons der Thore die Wache haben, lassen oft die bey ihren Posten nahe liegenden Quartiere untersuchen. Die geringste

Nachlässigkeit wird den folgenden Tag bestraft, und der wachhabende Offizier verliert ohne Gnade seine Bedienung.

Diese Anstalten kosten den Kaiser viel, denn alle diese Soldaten sind einzig und allein für die Straßen bestimmt. Ihnen liegt es ob, dafür zu sorgen, daß jeder den Raum vor seiner Thür rein halte, ihn Morgens und Abends in trockenen Zeiten bespritze, und nach dem Regen den Koth wegschaffe. Da die Stadt nicht gepflastert, und die Straßen sehr breit sind, so ist es eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen selbst zu arbeiten, und die Mitte dieser Straßen rein zu halten. Nach einem starken Regen nehmen sie die Erde auf, lassen sie trocknen, oder vermischen sie mit frischer Erde und bearbeiten sie so sehr, daß in kurzer Zeit alle Quartiere der Stadt, selbst nach den stärksten Regengüssen, rein und trocken sind. Doch geschieht dieses nur in der alten Stadt; in der neuen ist es ganz anders, und die Straßen sind daselbst auch gemeiniglich sehr unreinlich. Indessen entsteht aus diesem fehlenden Steinpflaster ein großes Ungemach: die große Menge Menschen, die auf- und abgehen, verursachen einen sehr feinen Staub, der allenthalben durchdringt, und zugleich sehr schädlich ist.

Nahe bey dem vornehmsten Thore von Pecking steht der kaiserliche Pallast mit einer niedrigen und dünnen Mauer umgeben, die

große gewölbte Thore hat, wo sich die Wachen befinden. Dieser Pallast besteht aus einer ungeheuern Masse von großen Gebäuden, sehr weitläuftigen Höfen und sehr geräumigen Gärten, er macht also gewisser Maßen eine Stadt für sich allein aus. Außer den Wohnungen des Monarchen enthält er auch die Palläste seiner Hofbedienten, und verschiedene Gerichtshöfe, um die Streitigkeiten der kaiserlichen Bedienten zu entscheiden, und ihre Verbrechen zu bestrafen; ingleichen wohnen in diesem Pallaste eine große Menge Handwerksleute, welche im Solde des Kaisers stehen, und zu seinem Dienste bestimmt sind. Alle diese Gebäude gehören zum äußern Umfange des Pallastes. Eine andere Mauer von Ziegelsteinen formirt einen zweyten Umfang, der die Wohnungen des Kaisers und seiner Familie umschließt. Obgleich die Chinesische Bauart von der Europäischen sehr verschieden ist, so muß man doch gestehen, daß der kaiserliche Pallast nicht ohne Schönheiten ist. Hierher gehören seine Größe, die regelmäßige Abtheilung der Zimmer, und die Structur der sehr hohen Dächer, die mit Blumenstücken geziert sind. Das erste Dach ist mit gefirnißten Ziegeln bedeckt, die von so schöner gelber Farbe sind, daß sie von weitem vergoldet zu seyn scheinen. Ueber dem ersten ragt ein zweytes Dach hervor, das noch glänzender, und mit einem Walde von Stützen und Balken versehen

ist, alles mit einem grünen Firniß bestrichen, und mit vergoldeten Figuren gleichsam besäet. Dieses zweyte Dach formirt eine Art von Krone zu diesem Gebäude, welche die angenehmste Wirkung thut.

Die Flügel der Höfe formiren entweder kleine Pavillons oder Gallerien. Die Zimmer des Kaisers sind auf vorbeschriebene Art bedeckt, und mit Terrassen und Gallerien umgeben, welche von Säulen unterstützt werden. Die Treppen, die zu den Sälen führen, sind von weißem Marmor; der Fußboden in den Zimmern ist auch von Marmor, oder mit Porzellain ausgelegt, und alles ist mit Verzierungen, Bildhauerarbeit, Mahlereyen, Lackirungen und Vergoldungen versehen.

Unter den Häusern der Großen in Pecking findet man keines, das den Nahmen Pallast verdiene. Man würde diesen Ausdruck sehr herabwürdigen, sagt le Comte in seinen Memoiren, wenn man ihn auf so wenig erhebliche Gebäude anwenden wollte. Gewöhnlich haben sie nur Ein Stockwerk, wie die gemeinen Häuser. Indessen haben sie viele Höfe und Zimmer. Keines von diesen Häusern geht nach der Straße zu; sie sind alle eingeschlossen, und man sieht von außen nichts, als eine große Thür zum Eingange. Auf beyden Seiten stehen Häuser, die von Handwerkern oder Kaufleuten bewohnt werden. Diese Simplicität in den Wohnungen

der Chinesischen Großen kommt nicht von einer Abneigung für den Luxus her. Die Landessitte und die Gefahr, die sie laufen würden, wenn sie sich auszeichnen wollten, setzen ihnen bey ihrem Aufwande Grenzen. Da ich zu Pecking war, sagt le Comte, hatte einer der größten Mandarins, ich glaube, daß es sogar ein Prinz war, ein höheres und schöneres Hotel bauen lassen, als die andern Großen bewohnen. Man machte ihm ein Verbrechen daraus. Die Polizeyaufseher verklagten ihn deßhalb beym Kaiser, und der Mandarin, der die Folgen davon fürchtete, ließ während der Zeit, daß man die Sache untersuchte, sein Haus niederreißen, noch ehe das Urtheil gesprochen war.

Obgleich die Häuser der Prinzen und Mandarins nur ein geringes Ansehen haben, so ist doch ihre große Ausdehnung merkwürdig. Vier oder fünf Vorhöfe befinden sich gewöhnlich vor dem ersten Gebäude, das aus großen Abtheilungen besteht, deren jede wieder ihre Höfe und Vorhöfe hat. Jede Fronte hat drey Thüren, davon die mittelste die größte ist, an beyden Seiten derselben sieht man marmorne Löwen. Nicht weit von da, im ersten Hofe, befindet sich ein großer mit Schranken umgebener Platz, der mit rothem und schwarzem Firnisse bedeckt ist; auf den Seiten sind zwey kleine Thüren, wo man zu gewissen Stunden des Tages Trommeln und andere musikalische Instru-

mente ertönen läßt; besonders aber geschieht dieses, wenn der Mandarin aus- oder eingeht, auch wenn er sein Tribunal besteigt. Innerhalb dieser Schranken ist ein Ort, wo diejenigen warten, welche Prozesse haben, oder Bittschriften überreichen wollen; auf beyden Seiten sind kleine Häuser für die Beamten des Tribunals. Weiterhin ist ein anderer Hof, der zu einem großen Saale führt, wo der Mandarin Gericht hält.

Die Gebäude der hohen Gerichtshöfe sind nicht prächtiger, als die Häuser der Großen. Die Höfe derselben sind sehr weitläuftig, die Thüren hoch und mit Bildhauerarbeit geziert; aber die innern Säle und Audienzzimmer haben gar nichts Prächtiges. Man hat in Pecking sechs solcher hohen Gerichtshöfe, die folgender Maßen abgetheilt sind.

Der erste heißt Lijpou, und hat die Bewahrung des Reichssiegels. Dieses Tribunal schlägt die Mandarins vor, welche das Volk regieren sollen, und wacht über die Aufführung aller Magistratspersonen des Reichs. — Das zweyte Tribunal Houpou besorgt die Finanzen und die Erhebung des Tributs, — Das dritte Li-pou muß über die Beobachtung der Ceremonien und Gebräuche des Reiches wachen. — Das vierte Ping-pou beschäftiget sich mit den Truppen und Wachen auf den Landstraßen, welche im Solde des Kaisers stehen. — Das fünfte

Hing-pou urtheilt über die Verbrechen. Alle große Criminalprozesse werden daselbst entschieden. Dieses ist das einzige Tribunal, welches das Recht hat, ohne Appellation zum Tode zu verurtheilen, aber der Verbrecher darf nicht eher hingerichtet werden, bis der Kaiser das Urtheil unterschrieben hat. Zum sechsten Tribunale Kong-pou gehören alle öffentlichen Arbeiten, die Häfen und das Seewesen.

Von diesen sechs Obergerichtshöfen hängen noch vier Untertribunale ab, die in verschiedene Kammern abgetheilt sind, z. B. das mathematische Tribunal Kintien-Kien gehört zum dritten Gerichtshofe Li-pou. Es ist in zwey Kammern getheilt, von welcher die vornehmste und zahlreichste sich bloß mit dem Kalkul, mit der Bewegung der Sterne, und überhaupt mit allem beschäftiget, was wirklich zur Astronomie gehört. Die zweyte Kammer bestimmt die schicklichen Tage zu Heirathen, Begräbnissen, Hinrichtungen und andern bürgerlichen Handlungen. Keiner von diesen sechs großen Gerichtshöfen mischt sich in Staatssachen, es sey denn, daß der Kaiser sie ihnen ausdrücklich aufträgt. Das höchst Tribunal des Reichs aber besteht in vier bis sechs Staatsministern, die Cola-os heißen. Sie versammeln sich bloß auf Befehl des Kaisers, um irgend eine wichtige Sache zu entscheiden, worüber man schon in einem der vorbenannten Gerichtshöfe geurtheilt hat.

Wenn gleich die Tempel der Themis nicht prächtig sind, so hat man doch für die, welche der Religion gewidmet sind, mehr Sorge getragen. Man hat hier weder Kosten noch Verzierungen gespart. Diese Tempel sind besonders wegen der Schönheit ihrer Dächer auffallend, die aus grün und gelb gefirnißten Ziegeln bestehen; hierzu kommt noch, daß diese Dächer von allen Seiten mit künstlich gearbeiteten Figuren und Drachen geziert sind.

Alle Tatarische Familien wohnen in Pecking, oder in den umliegenden Gegenden; es ist ihnen nicht erlaubt, sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers zu entfernen. Daher kommt die große Anzahl der in der Hauptstadt befindlichen Truppen, die man auf 200,000 Mann rechnet. Einige Meilen von Pecking sieht man das Lustschloß der alten Kaiser, dessen Umfang mehr als fünf Deutsche Meilen hat. Es ist von den königlichen Lustschlössern in Europa so wohl durch die ungeheure Ausdehnung, als auch durch den Geschmack verschieden. Hier sieht man weder Marmor noch Springbrunnen, weder belaubte Gänge noch steinerne Mauren. Ceres, Diana und Pomona sind die einzigen Gottheiten, denen man hier opfert. Vier kleine Flüsse, deren Ufer mit großen Bäumen besetzt sind, umringen das Lustschloß, das aus drey Abtheilungen besteht, und die kaiserlichen Wohnungen enthält; unweit da-

von sind Höfe für Federvieh, und Ställe für zahlreiche Herden. Man findet auch daselbst Teiche, Waldungen und Wiesen für Hirsche, Rehe und andere Waldthiere, die man dort aufzieht, ingleichen große Obst- und Küchengärten, und besäete Felder. Kurz alles, was das Landleben angenehmes und schönes hat, trifft man hier vereinigt an.

6.

Das Carneval zu Rom.

Die erwünschte Zeit des Carnevals wird den Römern mit der Glocke vom Capitol, welche man nur in sehr außerordentlichen Fällen, als beym Tode und bey der Wahl eines Pabstes läutet, angekündiget. Es fängt den Tag nach dem heiligen drey Königsfeste an. Wenn jemand das Leben verwirkt hat, so verschiebt man die Vollstreckung des Todesurtheils gemeiniglich bis auf diese Zeit, um das Volk vor Exzessen im Carneval zu warnen, das Urtheil wird am Ende der Engelsbrücke vollzogen, und den ganzen Morgen laufen eine Menge bußfertiger Sünder in allerley kurzen bunten Mänteln umher, und betteln Geld zu Seelenmessen für den Missethäter.

Man kann zwar die ganze Zeit des Carnevals in Masken gehen, aber es ist vornehmlich in den beyden letzten Tagen, da das Pferderen-

nen gehalten wird, gewöhnlich. Da maskirt sich alles, und läuft auf dem Corso umher. Man sieht wenigstens einige tausend Masken, die zum Theil sehr sauber und artig gekleidet sind, viele hundert Kutschen fahren in zwey Reihen auf und nieder, ohne daß die geringste Verwirrung vorfällt, weil alle Mahl der Barigello mit einigen Häschern umhergeht. Es kommt einem Fremden sonderbar vor, die Herrschaften in den Kutschen, die Kutscher, Pagen, Bedienten, alle in Masken zu erblicken. Viele Bedienten sind als Harlekine verkleidet, und die Pferde mit Bändern und Glocken behangen. Die Kutschen sind so gemacht, daß die Decke auf beyden Seiten zurückgeschlagen werden kann, damit die darin Sitzenden freyer sehen und gesehen werden. Die Polichinells-Kleidung ist die gewöhnlichste. Oft sitzt ein Römischer Fürst als Polichinell im Wagen, und seine Gemahlinn als Schäferinn mit entblößtem Busen neben ihm. Manche fahren auch selbst. Wenn sich die Bekannten begegnen, so werfen sie sich zum Bewillkommungs-Complimente, eine Handvoll kleiner Bohnen von Mehl oder Stärke, oder von feinem Gyps, zu, wovon ein jeder einen kleinen Korb voll in der Hand hält. Auf die Art werden die Vorbeyfahrenden von den Masken auf den Balkons der Palläste bewillkommet, und man verstreuet einige tausend Pfund von dergleichen Bohnen, so daß es nach geendigter

Promenade im Corso hin und wieder aussieht, als wenn es gehagelt hätte. Die Prälaten, alte Damen und viele Fremde fahren ohne Masken. Viele Polichinells laufen von einem Wagen zum andern, vexiren die Damen, und sagen ihnen viel schönes vor. Von einer Maske wird alles angenommen. Sonst sah man oft ganze Triumphwagen, und alle Bedienten waren als Asiatische Sclaven, oder als Bachanten gekleidet; weil solche Aufzüge aber viel Geld kosten, so kommen sie nach und nach ab. Auf jeder Seite des Corso sind zwey Reihen erhöheter Bänke, worauf Masken sitzen, die keine Kutschen haben, oder bezahlen können. Man übersieht auf diese Art das Ganze besser, als wenn man selbst fährt. Auch beym Regenwetter unterbleibt diese Lieblingslustbarkeit der Römer nicht, ob sie gleich alsdann nicht so zahlreich ist, und auch nicht so gut in die Augen fällt.

So lange das Carneval währet, gehen viele Processionen und Bruderschaften umher, um vom Himmel die Vergebung der zu dieser Zeit vorfallenden vielfältigen Ausschweifungen zu erbitten. Man stößt sich nicht daran, zuweilen auf einer Seite der Gasse eine singende Procession, und auf der andern eine Partie Masken, die allerley alberne Dinge vornehmen, zu sehen.

Das Pferderennen in den beyden letzten Tagen des Carnevals ist für einen Fremden eine merkwürdige Sache. Wenn die Promenade ein Paar Stunden gedauert hat, so wird das Signal mit ein Paar Schüssen gegeben; die Kutschen halten zu beyden Seite des Corso still, und die Zuschauer begeben sich auf die Seite, um den Pferden die Mitte des Corso frey zu lassen. Diese stehen voll Ungeduld hinter einem ausgespannten Stricke, und sind kaum zu halten, bis in die Trompete gestoßen und der Strick niedergelassen wird. Sie rennen alsdann mit der größten Geschwindigkeit, ohne daß jemand darauf sitzt, und ohne durch die Menge der Menschen und Kutschen scheu zu werden, fort, oder scheinen vielmehr zu fliegen. Auf den Seiten und unter dem Schwanze haben sie kleine Kugeln mit Stacheln, welche sie unaufhörlich anspornen. Nach den Bemerkungen des Herrn von Condamine durchlaufen sie eine Länge von 865 Französischen Klaftern, in zwey Minuten und 21 Secunden. Beym Anfange und Ende des Rennens wird ein Zeichen mit der Kanone gegeben. Am Ende des Corso ist eine Leinwand ausgespannt, um die Pferde aufzuhalten. Wer ein Pferd greift, bekommt einen Testone (39¼ Kr. unseres Geldes); ein elender Preis in Betrachtung der damit verknüpften Gefahr.

Der Preis für das gewinnende Pferd ist ein reiches Stück Brocad von 20 — 30

Ducaten, welches die Juden liefern müssen. Man trägt es auf einer Stange unter Trompetenschall durch den Corso, und alsdann bekommen es die Stallbedienten des Prinzen, welcher den Preis gewonnen. Es kann zwar ein jeder ein Pferd zum Rennen hergeben, gemeiniglich aber thun es einige Römische Prinzen, welche Liebhaber von Pferden sind, und solche dazu halten. So werden sie zu nichts gebraucht, sondern beständig im Laufen geübt. So bald ein Pferd den Preis erhalten, so hört man den Nahmen des Prinzen mit einem freudigen : Vivat! durch den ganze Corso erschallen.

7.

Das Fest des Kameels in Persien.

Die Perser feyern ein Fest, welches sie das Fest des Kameels heißen, zum Andenken der Opferung Isaaks. Denn sie behaupten, daß Gott ein Kameel und keinen Widder an Isaaks Statt angenommen habe. Sie halten dieses Fest sehr hoch, und suchen dazu das schönste und beste Kameel aus, das sie finden können. Dieses Kameel wird sehr zierlich ausgeputzt, mit Platten von unechtem Golde und Silber behangen, und bey früher Tageszeit heraus vor die Stadt in die Nähe einer Moskee geführt. So bald alle zu der Feyerlichkeit nöthige Personen versammelt sind, verrichten einige Priester

gewisse Gebethe; hierauf nimmt der Vornehmste unter der Versammlung, der König selbst, oder einer seiner Statthalter, einen Wurfspieß, und wirft ihn nach dem Kameele, welches zu gleicher Zeit mit Stricken, die man ihm um die Füße gelegt, zu Boden geworfen, und in zwölf Theile zerstückt wird. Jeder Vorsteher einer Innung bekommt einen von diesen Theilen, welcher eingesalzen und bis zu dem Feste des folgenden Jahres aufbewahret wird. Nach vollbrachter Feyerlichkeit bewirthet der Vorsteher jeder Innung die Angesehensten seines Gleichen in seinem Hause, wobey denn das vom vorigen Jahre aufbewahrte und eingesalzene Stück des geschlachteten Kameels, mit Reis gekocht, das vornehmste Gericht ausmacht. Da aber nicht alle Gäste Antheil daran haben können, so sucht man sie auf eine andere Art zu entschädigen.

8.

Entstehung der drey Hauptstädte in dem nördlichen Europa, Moskau, Stockholm und Copenhagen.

Moskau hat, wenn man der Sage glauben darf, seine Entstehung der Liebe zu danken. Der Grund zu dieser Stadt wurde in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bey folgender Veran-

lassung gelegt. Ein vornehmer Edelmann, der Kutschko hieß, hatte in dieser Gegend ein kleines Landgut, wo er mit seiner schönen Gemahlinn, die er sorgfältig vor den Blicken der Neugierigen zu verbergen wußte, in der Stille lebte. Der damahlige Großfürst von Kiew, Jürge Wladimirowitsch Dolgoruckoy reisete um diese Zeit in dieser Gegend, und kehrte bey dem Kutschko ein. Er bekam dessen Gemahlinn zu sehen, und wurde von ihren Reitzen so hingerissen, daß er den Kutschko zwang, sie ihm abzutreten. Nun pflegte er öfters mit seiner Geliebten auf diesem angenehmen Landsitze sich aufzuhalten. Sie hatte aus ihrer vorigen Ehe eine Tochter, die auch von außerordentlicher Schönheit war, und der Großfürst, der auch einen Sohn hatte, welcher Andreas hieß, beschloß in der Folge, beyde mit einander zu vermählen. Die Vermählung sollte auf diesem Landgute vollzogen werden. Zu diesem Feste wurde der gesammte Adel aus der ganzen Gegend eingeladen, welcher sich denn auch einfand. Es fehlte aber für so viele Gäste an Raum, daher wurden in der Geschwindigkeit Hütten aufgebauet. Vielen von diesen Edelleuten gefiel es in dieser Gegend so sehr, daß sie sich von dem Großfürsten die Erlaubniß ausbathen, sich hier ordentlich anbauen zu dürfen. Diese wurde ihnen auch gewähret, und es entstand in kurzer Zeit eine Stadt, die nach und nach so sehr erweitert wurde, daß sie

jetzt

jetzt in Ansehung des Umfanges die größte Stadt in Europa geworden ist.

Stockholm soll seinen Ursprung einem bloßen Zufalle zu danken haben. Es wird erzählt, daß zwischen den Jahren 1250 und 1260 der damahlige Reichsverweser in Schweden, Birger Jarl, den Entschluß gefaßt habe, eine Stadt anzulegen. Anstatt nun eine geschickte Gegend zur Ausführung seines Entwurfes auszusuchen, ließ seine Weisheit ein großes Stück Holz den Mäler-See hinab treiben, mit dem Vorsatze, die Stadt an dem Orte anzulegen, wo es stille liegen würde. Ein kleines Eiland oder Holm hielt das Holz in seinem Laufe auf, wo denn auch sogleich der Anfang mit dem Baue gemacht wurde, und der Nahme Stockholm soll aus diesem Umstande seinen Ursprung haben.

Copenhagen soll auf folgende Art entstanden seyn: Fischer hatten am Strande ihre Hütten aufgeschlagen. Da sie nun diese Gegend zum Handel mit den Fischen außerordentlich bequem fanden, so bauten sie sich hier ordentlich an, und da nach und nach sich immer mehrere hier niederließen, so entstand endlich eine Stadt, die sie wegen ihrer vortrefflichen Lage zum Handel Koobenhaven, oder Kaufmannshafen nannten.

9.

Loretto.

Loretto ist eine kleine Stadt in der Mark Ankona im päbstlichen Gebiethe, drey Viertel Meilen vom Meere, mit ungefähr 4000 Einwohnern, und ist vorzüglich merkwürdig wegen des so genannten heiligen Hauses, und wegen der unglaublichen Schätze, welche in diesem Hause nach und nach angehäufet wurden.

Nach der gewöhnlichen Erzählung soll dieses heilige Haus das Wohnhaus der Jungfrau Maria in Nazareth gewesen seyn, wo es so lange blieb, als es seine gebührende Verehrung genoß. Nachdem aber das gelobte Land von mahomedanischen Völkern beunruhiget wurde, so soll sich dieses Haus um das Jahr 1050 allmählig angefangen haben von seinem Platze zu bewegen, bis es alsdann die heiligen Engel auf Befehl Gottes im Jahre 1291 von Nazareth weg, doch mit Zurücklassung der Grundmauer, nach Tersate in Dalmatien trugen. Hier offenbarte die Jungfrau Maria einem Pfarrer in dortiger Gegend in einer Erscheinung die wunderbare Versetzung dieses heiligen Hauses. Mit großem Erstaunen fand man hier schon, laut der gewöhnlichen Erzählung, das heilige Haus in Form einer kleinen Kirche mit einem Altare, und dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes versehen, daneben das Bild der

Jungfrau Maria, mit dem göttlichen Kinde auf den Armen, aus Cedernholz. Auf gleiche Weise erfuhr der Pfarrer durch Offenbarung, daß der heilige Evangelist Lukas dieß Bild verfertiget habe. An der Seite soll auch ein Kasten mit etlichen Schüsseln und Tellern von gebrannter Erde gestanden haben, welche die heilige Familie der Maria in ihrer Hauswirthschaft sollte gebraucht haben.

In Dalmatien blieb dieses Wunderhaus nicht länger als drey Jahre und neun Monate, worauf es die Engel im Jahre 1294 in der Mark Ankona in einen Wald unweit Recanati übertrugen, und weil die Eigenthümerinn dieses Waldes Lauretta hieß, so bekam von ihr das nachherige Loretto seinen Nahmen. In dieser neuen Gegend wurde es von einem hellen Glanze umleuchtet, und die Engel stimmten den Lobgesang Mariä an

Aber auch hier blieb es noch nicht. Nach Verlauf von acht Monaten wurde es wieder von den Engeln aufgehoben, und hundert Schritte näher nach Recanati gebracht; vier Monate später setzten es die Engel etliche tausend Schritte weiter mitten in die Landstraße, an den Ort, wo es seit dem unverrückt bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Hier wurde es mit einer Kirche überbauet, und außer dem noch mit einer Mauer eingefaßt, die aber von den Wänden des heiligen

Hauses deßwegen etwas absteht, weil sich die Steine der neuen Mauer mit Gewalt zurück geschoben, und die Arbeiter sogar beschädiget haben sollen, als man zu nahe an die heiligen Wände hatte anbauen wollen.

Dieses heilige Haus hat lange Zeit so viel allgemeines Zutrauen gefunden, daß die ehemahlige Anzahl der jährlich angekommenen andächtigen Pilgrimme daselbst auf 200,000 Köpfe betrug. Auch noch in neueren Zeiten zählt man gegen 100,000 Pilgrimme, die Loretto besuchten, wovon der größte Theil Italiäner sind. Viele von diesen betteln sich durch das Land. Die meisten kommen zu Fuß, andere auf Eseln und Pferden. Ihre gewöhnliche Pilgrimms-Kleidung besteht aus kurzen Mänteln von Wachsleinwand. Arme Pilgrimme werden drey Tage lang im Hospitale früh und Abends mit Brot und Wein versorgt.

10.

Die Roßschweife.

Der Roßschweif ist in der Türkey eine Art von Kriegs- und Ehrenzeichen, welche man vor dem Großsulten, Großvezier, und den Bassen herträgt. Es ist eine Pique, an deren Spitze, unter einem vergoldeten blechernen Knopfe, kein gemeiner Roßschweif, sondern rund herum zwischen allerhand farbigen, pferdehärnen Bürsten

und von Pferdehaaren geflochtenem Ueberzuge, eine Menge langer Pferdehaare, fast in Gestalt eines Roßschweifes herab hängen. Die Farbe desselben mag seyn, wie sie will, nur nicht grün, womit man nur allein die Stange färben darf. Dem Großvezier trägt man drey Roßschweife vor, wenn er auf Befehl des Großsultans ins Feld zieht. Ist aber der Großsultan selbst bey der Armee, so werdem ihm derselben sieben vorgetragen. Alle Beglerbegs, und die Bassen von Babylonien, wie auch von Großcairo lassen sich auch drey vortragen, so weit sich ihre Regierung erstreckt, außerhalb derselben aber nur zwey, und die übrigen Bassen führen auch nicht mehr als zwey. Dagegen führen die Beys und diejenigen Officiere, die ihnen gleich sind, nur Einen Roßschweif. Die Pforte gibt allen Bassen von drey Roßschweifen den Titel Vezier.

Den Ursprung dieses Zeichens erzählen die Türken also: Als sie einmahl ihre Fahnen in einer Schlacht mit den Christen verloren, habe ihr General einem Pferde den Schweif abgehauen, selbigen an einen Stock gebunden, und gerufen: sehet, dieß ist die Fahne! Wer mich liebt, der folge mir nach! Hierauf hätten die Türken wieder Muth gefaßt, und den Sieg erhalten.

Wenn die Türken einem auswärtigen Potentaten den Krieg ankündigen, so geschieht fol-

ches mit Ausstecknng eines Roßschweifs unter Trompeten- und Pauckenschall.

11.

Der Fluß Connecticut in Nordamerika.

Der Connecticut, welcher zu den größten Flüssen in Nordamerika gezählt wird, durchläuft eine Strecke von 500 Engländischen Meilen. Er ist an den meisten Stellen eine halbe Meile breit, und vier da, wo er sich ins Meer stürzt. Er nimmt in seinem langen Laufe über 500 andere Flüsse auf, worunter einige sehr ansehnlich sind. Zweyhundert Meilen vor seiner Ergießung in den Ocean wird er von zwey hohen steilen Gebirgen so enge eingeschlossen, daß seine Breite daselbst nicht über 15 Fuß beträgt, und nicht eher, als nach einem Striche von 800 Fuß kann er wieder in einem breitern Bette seinen Lauf verfolgen.

Durch jenen engen Raum nun drängt sich der ganze große Fluß. Menschen, die Muth genug haben, das Rauschen, das Zittern und die unwillige Bewegung des Wassers, der Bäume und des Eises durch diesen schrecklichen Durchgang zu ertragen, können hier mit Erstaunen eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Natur erblicken. Das Wasser wird hier, ohne Frost, bloß durch den heftigen Druck und

die ausnehmende Schnelligkeit zwischen den Felsengebirgen, welche der reißende Strom Jahrhunderte hindurch noch nicht hat erschüttern können, zu einem solchen hohen Grade der Härte zusammen gepreßt, daß man kein Brecheisen hinein zwingen kann. Eisen, Bley und Korkholz sind hier von gleicher Schwere. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, und hart wie Eis, fließt der Strom in unwiderstehlicher Heftigkeit hier durch, und zersplittert die größten Bäume mit eben so viel Leichtigkeit, als der Blitz es thun könnte. Die Gestalt dieser wunderbaren Enge bildet ein Zickzack mit scharfen Winkeln. Zur Fluthzeit werden Mastbäume und anderes Holz, mit unglaublicher Geschwindigkeit, und zuweilen ganz sicher, durchgeflößt. Wenn das Wasser aber zu niedrig ist, stößt das Holz leicht an den steilen Seiten an, und wird, wenn es auch noch so groß ist, zum Erstaunen der Zuschauer wie ein dünnes Stöckchen in einem Augenblicke zersplittert. Unterhalb des Durchganges sind die Wiesen auf viele Meilen weit mit diesem zersplitterten Holze häufig bedeckt.

12.

Hang der Amerikaner zur Völlerey.

Das allgemeinste berauschende Getränk der ursprünglichen Amerikaner ist die so genannte

Chika, welche auf sehr mannigfaltige Arten, am gewöhnlichsten aber aus Maiz oder Türkischem Korne bereitet wird. Einige weichen das Türkische Korn in Wasser, selbst in faulendem Wasser ein. Gemeiniglich aber wird es von alten Weibern und auch wohl von jungen Kindern gekaut, und in ein Gefäß zusammen gespieen, wo es so lange stehen bleibt, bis die ganze Masse gegohren hat. Die Amerikaner geben mehrere Ursachen an, warum sie den Maiz am liebsten kauen, und zwar von alten Frauen nnd unerwachsenen Kindern kauen lassen. Sie wollen nähmlich bemerkt haben, daß die Chika nie vollkommener gähre, als wenn sie mit Speichel vermischt worden, den sie für das vollkommenste Gährungsmittel ansehen. Alte Frauen aber und Kinder wählen sie deßwegen vor mannbaren Mädchen und jungen Weibern zum Kauen, weil sie die letztern wegen der monathlichen Reinigungen, denen sie unterworfen sind, für unrein halten. Selbst die Europäer gewöhnen sich an diese auf die angezeigte Art bereitete Chika.

Wenn die Amerikaner von dieser Chika eine gehörige Quantität bereitet haben, so laden sie alsdann ihre Freunde zu einem fröhlichen Soff ein. Zwar gibt es einzelne Gegenden, wo die Weiber sich während eines solchen Sauffestes alles Trinkens enthalten, und ihre Männer, wenn sie genug haben, zur Ruhe bringen, allein gewöhnlich nehmen Weiber und Kinder,

wie die Männer, an den Freuden des Trankes und der Berauschung Theil, und die Weiber schütten sogar den Kindern, die sie an der Brust haben, in reichem Maße Chika ein. Wenn die Amerikaner einmahl zu trinken angefangen haben, so halten sie kein Maß und Ziel mehr, sondern trinken, bis sie sinnlos zur Erde niederfallen. Wenn man die Trunkenen wegbringen will, so widersetzen sie sich auf das äußerste und kehren mit einer Art von Wuth zu dem Kampfplatze zurück, und dieß ist nicht bloß den Amerikanern in einigen Gegenden eigenthümlich, sondern darin sind sie sich allenthalben ähnlich. Die heftigsten Erbrechungen mindern ihre Saufwuth nicht allein nicht, sondern entzünden sie vielmehr, und wenn sie sich erleichtert und ein wenig erhohlt haben, fangen sie mit gedoppelter Begierde von neuem an. Solche Trinkgelage dauern nicht bloß drey oder vier Tage, binnen welcher ein jeder Amerikaner so viel trinkt, als ein großes Faß Wein füllen würde, sondern bisweilen zehn bis fünfzehn Tage, ja drey bis vier Monate lang fast ohne Unterlaß fort. Wenn jemand fällt, so bleibt er im heftigsten Regen, im Morast und Unrath so lange liegen, bis er wieder zu sich kommt, ohne sich irgend etwas anfechten zu lassen. Wenn die Erhitzung zu groß wird, so machen sie sich große Wunden am Kopfe an den Schläfen, oder an der Brust, oder sie stechen sich auch

Messer in die Waden, um von dem verzehrenden Feuer durch einen starken Blutverlust ein wenig befreyt zu werden. Fast immer bersten einige vor dem Uebermaße der Chika, die sie gesoffen haben, und noch häufiger kommen sie zu blutigen Streitigkeiten, in welchen mehrere entweder getödtet oder verwundet werden. Alle Todtschläge und Verletzungen, die von Trunkenen ausgeübt werden, scheinen den Amerikanern ganz schuldlos, und sie werden weder von den Obern, noch von den Verwandten der Erschlagenen, noch endlich von den Verwundeten selbst gerächet.

Seit dem die Amerikanischen Wilden mit dem Europäischen Branntweine, oder mit dem von den Europäern bereiteten Rum bekannt geworden sind, ist ihre Begierde sich zu berauschen, wie durch einen neuen Zunder, noch um viele Grade verstärkt worden. Sie gestehen selbst, daß das Feuerwasser sie vor der Zeit tödte, daß es sie arm mache, daß es ihre Thätigkeit und Stärke untergrabe, allein sie setzen alle hinzu, daß es ihnen unmöglich sey, sich davon zu enthalten, und sie klagen die Europäer an, daß sie ihnen ein so gefährliches und doch unwiderstehliches Getränk zugeführt haben. Um Branntwein zu erhalten, verkaufen sie alles, im südlichen Amerika Weiber und Kinder, und im nördlichen Louisiana ist es oft geschehen, daß der treueste und dem Anscheine nach

vernünftigste Indianer seinen Herrn auf der Jagd ermordet hat, nur um sich seiner Branntweinflasche zu bemächtigen. Die dienstpflichtigen Indianer, die in den Spanischen Minen arbeiten, versaufen in wenig Stunden in Rum die Hälfte des Geldes, das ihnen an jedem Sonntage ausgezahlt wird; und auf eine ähnliche Art bringen auch die übrigen Amerikaner, so wohl Weiber als Männer, alles oder den größten Theil des Geldes durch, was sie erwerben, und begnügen sich dagegen mit der schlechtesten Wohnung, Nahrung und Kleidung. Wenn sie ihren Vorrath von Branntwein versoffen haben, so bitten sie die Europäer mit Thränen um mehr Bitterwasser, oder fordern es auch mit der größten Unverschämtheit. In Peru soff ein Indianer in wenigen Stunden für sieben Pesos, oder dreyzehn Flaschen Rum aus, ohne daß es ihm etwas anderes, als eine sinnlose Berauschung zugezogen hätte. Als Adair einen unverschämten Wilden, der Branntwein von ihm verlangte, gar nicht los werden konnte, gab er ihm eine große Flasche mit Pfefferwasser. Der Amerikaner soff von diesem brennenden Getränke, bis er dadurch beynahe erstickt wurde. Er ließ sich aber durch diese Wirkung eben so wenig, als ein anderer, der Gesellschaft machte, abschrecken, ungeachtet dieser durch das Feuer des Getränkes athemlos zu Boden geworfen wurde. Als beyde sich

ein wenig erhohlt hatten, ergossen sie sich in Lobeserhebungen des kraftvollen Wassers und seines Gebers. Ein anderes Mahl wurde Adair von einem Wilden so lange gequält, bis er ihm ein Quartier des stärksten Terpentingeistes geben mußte. Der Amerikaner goß die Arzney in kurzer Zeit hinunter, fing an zu schäumen, und fiel sinnlos zu Boden, wurde aber doch in wenigen Tagen durch heiße Bäder und kühlende Getränke hergestellt.

Zu verwundern ist es, daß unzählige Amerikaner die ungeheuersten Ausschweifungen im Trinken begehen können, ohne sich Seitenstechen, oder andere Krankheiten dadurch zuzuziehen. Bey aller ihrer Völlerey werden sie Jahrhunderte alt, und erreichen ohne kahl und grau zu werden, ein Alter von hundert zwanzig, oder dreyßig, oder noch mehr Jahren.

13.

Außerordentliche Gefräßigkeit verschiedener Völker.

Die Beyspiele, welche uns die Reisebeschreiber von der außerordentlichen Gefräßigkeit verschiedener Völkerschaften liefern, übersteigen das Gewöhnliche in einem solchen Grade, daß man sie in Zweifel ziehen möchte, wenn nicht ihre Gewährsmänner alle Merkmahle der Glaubwürdigkeit für sich hätten.

Wenn auch nicht glaubwürdige Schriftsteller es bestätigten, daß die Calmycken sehr starke Esser seyen, so würde man es allein schon aus den Aesern und Raubthieren, welche sie fressen, schließen können. Denn je ekelhaftere und unverdaulichere Dinge Völker hinunterschlingen, desto thierischer und reißender ist ihre Gefräßigkeit. Ein anderer Beweis der Calmyckischen Gefräßigkeit ist eine Sitte, welche sie mit den Negern in Afrika gemein haben. Es gehört nähmlich zu den vornehmsten Lustbarkeiten des Contaischa, oder des obersten Fürsten der Calmycken, daß geübte und berühmte Fresser in seiner Gegenwart eine ungeheure Menge von klein gehacktem Fleische hinabwürgen, die einem jeden andern, auch nicht ohnmächtigen Calmycken unbezwingbar wären. Ueber die Freßfähigkeit der übrigen Mongolischen Völker in Sibirien, der Buräten, Tungusen, Samojeden, Ostiaken, Tschuktschen und Koräken findet man zwar keine detaillirte Nachrichten, allein aus der Begierde dieser Wilden nach rohem Fleische und Speck, nach reinem Talge und Fett, und andern nicht weniger unverdaulichen Dingen kann man mit Recht vermuthen, daß sie den Calmycken und Mongolen an Gefräßigkeit nichts nachgeben. Ueber die Gaben der Kamtschadalen aber, der Finnen, der Nogaier, der Baschkiren und Kirgisen sind genauere und bestimmtere Data vorhanden. Die Kamtschadalen suchen sich nicht

durch die Annehmlichkeit von Speisen und Getränken, sondern allein durch einen übermäßigen Genuß von beyden zu ergetzen. Wenn sie die guten alten Zeiten vor der Ankunft der Russen bedauern, so klagen sie darüber, daß sie nicht mehr, wie vormahls, täglich drey bis vier Mahl über die ganze Wohnung wegvomiren können, und daß ihnen dieß Glück höchstens Ein Mahl zu Theil werde. Zu der Väter Zeiten habe man oft bis an die Knöchel in dem Ueberflusse herum gewatet, den ihre Mägen wieder von sich gegeben hätten, und jetzt hingegen machten sie sich kaum die Fußsohle naß.

Ob die Lappen und Finnen so fröhliche Schmäuse feyern, als die Vorfahren der Kamtschadalen, ist nicht bekannt; allein daß sie dieselben an Zahl der Mahlzeiten übertreffen, ist gewiß. Georgi versichert von beyden, daß sie sehr starke Esser seyen, und daß die letztern besonders fünf starke Mahlzeiten des Tages hielten. Den Baschkiren wird es nicht schwer, in Einer Sitzung fünfzehn Pfund Fleisch nebst acht Maß Kumyß oder Branntwein aus Stutenmilch zu sich zu nehmen, und vier Kirgisen können an Einer Mittagsmahlzeit sehr bequem mit einem Schafe fertig werden. Um den Kirgisen kein Unrecht zu thun, muß man wissen, daß ihre Schafe die größten und fettesten in ganz Asien sind, und daß sie allein Fettschwänze von 20 bis 30 Pfund haben. Nichts desto weniger

können es die Nogaier, die Nachkommen der alten Hunnen, und reine Brüder der Calmycken sind, mit den Kirgisen aufnehmen. Denn wenn die Nogaiischen Schafe auch nicht so groß sind, als die Kirgisischen, so kann dagegen auch ein Nogaier allein leisten, was vier Kirgisen nur mit genauer Noth vermögen.

So genügsam und mäßig die höhern Casten in Hindostan, und selbst die Banianen sind, so gefräßig sind die niedrigen häßlichen Classen von Menschen in Hindostan. Der Samorin oder König von Calicut gibt von Zeit zu Zeit Feste, zu welchen das ganze Volk, oder wenigstens alle Einwohner und Anwohner seiner Residenz eingeladen werden. An solchen festlichen Mahlzeiten sorgt man mehr für die Menge, als für die Güte von Speisen, und man kann sie wahre Freßkämpfe nennen. Manche fressen sich an solchen Schmäusen zu Tode, worüber man sich nicht so wohl zu wundern, als zu lachen pflegt. Nach der Meinung der Malabaren kann man ein Gastmahl nicht prächtiger loben, als wenn man davon rühmt, daß so und so viel an demselben vor Ueberladung geborsten seyen.

Die Einwohner von Tunkin und Laos fressen nicht nur stinkende Aeser und Fische, nicht nur das Fleisch von wilden Thieren, und ganz rohes Fleisch, sondern sie fressen auch, ihre Nahrung mag bestehen, worin sie will, in unglaublichem Uebermaße. Sie halten täglich

vier starke Mahlzeiten, und wenn man sie gleich nach einer Mahlzeit wieder zum Essen bittet, so greifen sie mit eben so großer Begierde zu, als wenn sie noch nichts genossen hätten.

In Tunkin und andern Südlich-Asiatischen Reichen ist Gefräßigkeit so ehrenvoll, daß man sie zum Maßstabe der Tapferkeit und zur Regel von Belohnungen annimmt. Keiner wird zu einem Soldaten erkohren, der nicht viel mehr, als gewöhnliche Menschen, essen kann, und der nicht Proben von seinem Appetit abgelegt hat. Gewöhnlich essen junge Krieger in den Prüfungen, die man mit ihnen anstellt, 8 bis 9 Maß Reis, wovon ein jedes etwas mehr als 2 Seidel beträgt. Je nachdem sie in diesen Prüfungen bestehen, werden sie auf höhern oder niedern Sold gesetzt, und die größten Fresser werden daher am meisten belohnt und hervor gezogen; denn sie allein umgeben und bewachen die Person des Königs, weil man es als eine sichere Regel ansieht, daß ein Mann um desto muthiger sey, je mehr er essen könne.

Die häßlichen Neger in Afrika haben durch ihre Versetzung in einen neuen Erdtheil kein einziges charakteristisches Merkmahl ihrer Südlich-Asiatischen Vorfahren verloren, etwa die Schwäche des Körpers ausgenommen, und es ist also nicht zu verwundern, daß sie in Ansehung der Gefräßigkeit den Malabaren und deren Brüdern ähnlich sind. Sie verschlingen eben so scheuß-

liche

liche und ekelhafte Dinge, als die Nationen des südlichen und östlichen Asiens, und alle glaubwürdige Schriftsteller bezeugen von ihnen, daß sie wenigstens sechs Mahl so viel als die Europäer essen können, daß ihre Freßbegierde ganz unersättlich sey, daß sie gleich wieder zu essen anfangen, wenn sie sich auch eben vollgestopft, daß sie beständigen Hunger haben, und in den heftigsten Krankheiten eben so, wie im Zustande der vollkommensten Gesundheit essen. So wie sie die Europäer an Gefräßigkeit übertreffen, so übertreffen sie dieselben nicht weniger an Fasten, wenn nichts zu essen da ist. In Zeiten der Noth essen sie so wenig, daß Europäer darüber erstaunen, daß sie nicht nur leben können, sondern auch eben so munter, als im größten Ueberflusse sind. Gewöhnlich essen sie nur wenig, oder doch die schlechtesten Nahrungsmittel, weil ihr Geitz noch größer ist, als ihre Gefräßigkeit. Diese letztere äußert sich in ihrem ganzen Umfange nur alsdann, wenn sie zu Gaste gebethen werden, oder auch bey Feyerlichkeiten und Gastmählern, welche sie geben. Den Negern sind die Hottentoten, wie in den meisten übrigen Puncten, also auch in der Gefräßigkeit und der Wahl der Speisen ähnlich.

Der Preis der höchsten Gefräßigkeit aber gebührt den Amerikanern. Von den Canadensischen Wilden wissen wir nur im Allgemeinen, daß sie beständig Hunger haben, und also auch

zu allen Zeiten essen, wenn sie anders Vorrath haben; daß sie selbst in der Nacht aufstehen, um ihren unruhigen Magen zu befriedigen, oder auch liegend und mitten in der Nacht Mahlzeiten halten; daß es endlich unter ihnen gar nichts Ungewöhnliches ist, den überladenen Magen auszuleeren, und gleich wieder von vorne anzufangen. Viel bestimmter sind schon die Nachrichten von den Californiern. Vier und zwanzig Pfund Fleisch in eben so viel Stunden zu essen, ist einem Californier eine Kleinigkeit. Sechs und zwanzig Männer mit ihren Weibern und Kindern verzehrten vom Morgen früh bis an den Abend drey Stiere, die ihnen waren ausgetheilt worden, die ganze Gesellschaft hatte sich aber bey diesem Fraße den Magen in einem solchen Grade überladen, daß man für nöthig fand, den Missionar zu Hülfe zu rufen, der sie alle in den heftigsten Erbrechungen oder Bauchgrimmen antraf. Einer verschlang siebenzehn große Melonen ohne abzusetzen, und ein anderer sechs Pfund ungeläuterten Zuckers, der aber seine Leckerey mit dem Leben bezahlen mußte. Daß diese Viehmenschen nicht essen, sondern wie die reißenden Thiere verschlingen, beweiset folgende merkwürdige Thatsache. Manche binden Stücke Fleisch an Fäden oder Schnüre, schlucken diese zehn bis zwölf Mahl hinunter, und ziehen sie eben so oft wieder herauf, um den Genuß so lange als möglich zu verlängern.

Die Caraiben fressen zum Erstaunen, und ihre Gefräßigkeit geht über allen Glauben und Ausdruck. Auch sie unterhalten des Nachts beständig Feuer, nicht bloß gegen die Tiger, oder den Biß von giftigen Moskiten, sondern um stets Fleisch am Feuer haben, und so oft sie wollen, essen zu können. Wenn jemand an ihren Gelagen so viel gefressen und gesoffen hat, daß er nichts mehr hinunter zu bringen im Stande ist, so umfaßt ihn einer der stärksten Männer aus der Gesellschaft, und druckt ihm den Magen und den Leib so zusammen, daß er nach unten und oben Ausleerungen erhält, nach welchen Erleichterungen die Wilden gleich von neuem anfangen.

In Brasilien ist, wie im ganzen übrigen Amerika, im südlichen Asien und unter den Negern, ein ungewöhnlicher Grad von Gefräßigkeit und Völlerey ehrenvoll, und man hält denjenigen für den edelsten und tapfersten, der am meisten fressen und saufen kann. So wie die Brasilianer gleich allen übrigen Wilden in der neuen Welt, vier und noch mehrere Tage ohne Beschwerden hungern können, so sind sie auch, wie ihre übrigen Nachbarn, im Stande, in einer Gesellschaft von drey, höchstens vier Personen einen ganzen Ochsen auf Ein Mahl zu verzehren.

Massen von Fleisch, die den stärksten Europäischen Magen unterdrücken, reichen nicht

hin, den schwächsten und genügsamsten Abiponen zu befriedigen. Diesen Wilden wird es gar nicht schwer, ein ganzes Kalb in wenigen Stunden zu verzehren. Wegen ihres unersättlichen Hungers essen auch sie zu allen Zeiten des Tages und der Nacht. Ihr Gaumen ist immer geschäftig, aber ihr Appetit wird nie gestillt, und es scheint, daß sie um desto geschwinder wieder hungert, je mehr sie essen. Wenn man eine angebothene Speise ausschlägt, so fragen sie gleich, ob man krank sey, weil ihre Erfahrung sie lehrt, daß die Eßlust nur in Sterbenden oder Todtkranken sich verliere. So wie ihr Magen durch den unmäßigen Fraß nicht erschüttert wird, so wird er auch durch das lange Fasten nicht geschwächt. Sie verzehren gemeiniglich im ersten Tage, was sie von Nahrungsmitteln auf eine Reise von mehreren Tagen mitnehmen, und wenn ihnen der Zufall dann auch weiter keine Speise zuführt, so halten sie ohne Murren und Ermattung bis zu ihrer Rückkehr aus.

14.

Die Parlementssitzung in London.

Das Gebäude, worin sich das Engländische Parlement zu London versammelt, heißt Westminsterhall. Derjenige Saal, worin das Oberhaus zusammen kommt, wird das Parlements-

haus (house of Lords) genannt. Er ist groß, hoch, und alles ist darin sehr regelmäßig angeordnet. Er ist mit Tapeten behangen, welche die Republik Holland der Königinn Elisabeth geschenkt hat, und welche die Niederlage der Spanischen unüberwindlichen Flotte vorstellen. Diese Niederlage ist in verschiedenen Desseins ausgeführt. Zuerst sieht man die Spanische Flotte, wie sie zu verschiedenen Mahlen an den Engländischen Küsten liegt, nebst der Hand voll Engländer, die sie verfolgt, den Ort und die Stellung der Flotten, da sie das Treffen lieferten, und endlich ihren Rückzug. An den Wänden herum sind vergoldete Wandleuchter. Am obern Ende des Saales ist der Thron, worauf der König bey feyerlichen Gelegenheiten in seinen königlichen Kleidern, mit der Krone auf dem Haupte und mit allen königlichen Insignien geschmückt, sitzt. Zur rechten Hand des Thrones ist ein Sitz für den Prinzen von Wallis, und zur linken für die andern Personen von der königlichen Familie. Hinter dem Throne sind Plätze für die jungen Pairs, die noch keine Stimme im Parlement haben. Etwas weiter unten zur rechten Hand des Königs sind die Sitze der zwey Erzbischöfe, und ein wenig unter diesen die Bänke der Bischöfe. Auf der Seite gegenüber sitzen die Pairs, die ihren Rang vor den Barons haben. Der Präsident des Staatsraths und der geheime Siegelbewahrer

haben ihren Platz, wenn sie Barons sind, über alle Herzoge, Markgrafen und Grafen, der Marschall, Lordhofmeister und Lordkämmerer vor allen denen, die sonst gleichen Adel mit ihnen haben. Gerade vor dem Throne liegen die Wollsäcke quer über den Saal, auf welchen die hohen Rechtsgelehrten (dignitaries in law) sitzen. Der Lord-Oberkanzler oder Groß-Siegelbewahrer folgt auf den, der dem Throne am nächsten ist, mit dem großen Reichssiegel und Zepter neben sich. Er ist seiner Würde nach Sprecher im Oberparlement. Auf den zwey andern Wollsäcken, die diesen parallel liegen, sitzt der Lord-Oberrichter, der Rollenbewahrer (in der Kanzelley) und die andern Richter. Diese haben keine Stimme im Parlemente, sondern warten nur, bis sie in Rechtspuncten um Rath gefragt werden. Der Grund, warum diese Herren auf Wollsäcken sitzen, mag vermuthlich dieser seyn, daß man sie daran erinnern will, wie wichtig der Engländischen Nation die Wollenmanufakturen sind. Der königliche Secretär und der des Parlements sitzen hinter einem Tische auf einer Bank.

Wenn der König mit der Krone auf dem Haupte zugegen ist, so bleiben die Lords unbedeckt, und die Richter stehen, bis der König ihnen Erlaubniß gibt, Platz zu nehmen. Ist der König auch nicht zugegen, so machen die Lords dem Throne ihre Verbeugung, so wie es

von allen denen geschieht, die in das Audienz-
zimmer gehen. Die Richter können sich dann
setzen, dürfen sich aber nicht eher bedecken, als
bis der Lordkanzler oder Siegelbewahrer ihnen
ein Zeichen gibt, daß die Lords es ihnen er-
lauben. Die Rechtsgelehrten sitzen auch, dür-
fen sich aber in keinem Falle bedecken.

Wenn der König in seinem Staate ins
Parlement geht, so wird, entweder bey Eröff-
nung oder Endigung der Sitzung, das Geschütz
im Parke gelöst. Wenn der König ins Ober-
parlement kommt, so geht er in ein Zimmer,
das an den Saal anstößt, welches das Prin-
zenzimmer genannt wird. Daselbst legt er
seine Kleider an, setzt die Krone auf, und wird
von da vom Lordkämmerer in den Parlements-
saal geführt, wo sich schon alle Lords in ihren
scharlachenen Kleidern befinden. Hat sich der
König auf dem Throne gesetzt, so schickt er den
Diener mit dem schwarzen Stabe, der außer
den Schranken steht, nach den Gemeinen.
Wenn sie erscheinen, so liest der Lordkanzler die
Rede des Königs dieser großen Versammlung vor.
Dann geht der König eben so weg, wie er ge-
kommen ist, und fährt in einer Staatskutsche,
die mit acht schönen Pferden bespannt ist.

Dieses Haus in Verbindung mit dem Kö-
nige und den Gemeinen, hat die Macht, nicht
allein Gesetze zu geben und aufzuheben, sondern
auch das höchste Reichsgericht zu verwalten.

Sie verhören alle, die von den Gemeinen angeklagt werden, und sprechen los oder verdammen, ohne einen Eid zu schwören, legen bloß die rechte Hand auf die Brust, und sagen schuldig oder unschuldig auf meine Ehre. Sie nehmen auch Appellation von allen andern Gerichtshöfen an, und verwerfen sogar bisweilen die Schlüsse der Kanzelley.

Aber die Entscheidung des höchsten Tribunals ist unveränderlich. Alle Lords, so wohl geistliche als weltliche, haben das Recht, Bevollmächtigte zu stellen, die an ihrer Stelle votiren, wenn sie selbst wegen Krankheit, oder aus andern Ursachen nicht bequem erscheinen können; aber die Bevollmächtigten sind verbunden, beym Anfange jeder Sitzung in eigener Person zu erscheinen. Wenn die Lords ihre Stimme geben, so fangen sie bey dem jüngsten oder untersten Baron an; alsdann folgen sie in regelmäßiger Ordnung. Jeder antwortet besonders, zufrieden (content) oder nicht zufrieden (not content). Sind die bejahenden und verneinenden Stimmen gleich, so gelten die verneinenden. Der Sprecher hat keine Stimme, außer wenn er ein Pair des Reichs ist.

Das Unterhaus oder Haus der Gemeinen ist auf der südöstlichen Seite von Westminsterhall Es ist ein großer bis an die Decke ausgetäfelter Saal, mit Gallerien versehen, welche von nicht starken metallenen Säu-

len getragen werden, die von korinthischer Ordnung sind. In der Mitte hängt von der Decke ein schöner Leuchter herab. Am obern Ende hat der Sprecher auf einem erhabenen Sitze seinen Platz, welcher hinten mit korinthischen Säulen und dem königlichen Wappen am Pediment geziert ist. Vor ihm ist ein Tisch, an welchem der Secretär und sein Assistent neben ihm auf beyden Seiten gerade vor dem Stuhle sitzen. Auf jeder Seite, so wohl unten als auf den Gallerien, nehmen die Mitglieder ihren Platz unter einander, ohne Rangordnung. Der Sprecher und die Secretärs tragen im Parlement immer lange Röcke, so wie die juristischen Professoren an Gerichtstagen. Aber die übrigen Mitglieder tragen keine besondern Staatskleider.

Dieses Haus hat mit dem Oberhause gleichen Antheil an der Gesetzgebung. Kein Gesetz darf ohne Einwilligung der Gemeinen, welche die Freyheit des Volkes zu beschützen haben, gegeben werden. Und da sie in Gerichtssachen die höchste gerichtliche Untersuchung von der Nation haben, so kommt ihnen das Recht zu, die größten Lords, so wohl geistliche als weltliche anzuklagen.

An dem Tage, der von dem Könige zu einer Parlementssitzung durch eine Einladungsschrift bestimmt ist, geht der König selbst ins Oberhaus. Wenn er sich hier mit der Krone

auf dem Haupte in den königlichen Staatsklei-
dern niedergelassen hat, so schickt er den Ge-
richtsdiener mit dem schwarzen Stabe zu den
Gemeinen. Dieser geht bis an die Schranken
im Unterhause, macht eine Verbeugung, geht
einige Schritte weiter, wiederhohlt die Zeichen
der Ehrerbiethung zum zweyten und dritten
Mahle, und sagt: Ihr Herren von dem Hau-
se der Gemeinen, der König befiehlt, diesem
ehrwürdigen Hause unverzüglich vor ihm im
Oberhause zu erscheinen. Die Gemeinen er-
scheinen dann sogleich vor dem Könige im
Oberhause, wo der Lordkanzler oder Siegelbe-
wahrer ihnen im Nahmen des Königs befiehlt,
sich einen Sprecher zu erwählen, worauf sie
sich wieder in ihr eigenes Haus begeben. Ent-
steht keine Uneinigkeit, so führt man die ge-
wählte Person von ihrem Sitze bis an die
Schranken des Parlements, und von da zum
Stuhle, während dem man sich drey Mahl
verbeugt. Wenn der Gewählte seinen Platz ein-
genommen hat, so steht er auf, und danket
dem Oberhause für die Ehre, die ihm erwiesen
worden, und bezeigt mit etwas übertriebener
Bescheidenheit, daß er seine Unfähigkeit erkenne,
einem so wichtigen Amte gehörig vorzustehen,
und bittet, man möge nur eine andere geschick-
tere Person wählen. Da das aber natürlicher
Weise nicht bewilliget wird, so unterwirft er
sich dem Willen des Parlements. Hat dieser

Gewählte nun die Direction des Unterhauses empfangen, so erscheint er dann nicht eher, als bis auf den Tag, der zu dem Vorhaben bestimmt ist.

15.

Die Börse zu Amsterdam.

Dieß Gebäude, welches nur um wenige Schritte von dem Rathhause absteht, macht ein längliches Viereck aus, und ist von Back- und Bruchsteinen errichtet. Es läuft um dasselbe eine Colonnade herum, die aus 46 Pfeilern besteht. Diese Pfeiler sind alle nummerirt, um die Plätze der Kaufleute, von denen ein jeder seine Nummer hat, zu unterscheiden, und sie den Leuten, die mit ihnen Geschäfte machen wollen, bekannt zu machen. Es ruht auf drey gewölbten Bogen, unter welchen die Amstel durchfließt, und enthält in seinem Bezirke über 6000 Menschen von allerley Nationen; es werden auch in demselben mehr Geschäfte gemacht, als auf irgend einem andern Platze in Europa. Die Mitte desselben nimmt ein Hofplatz ein; und in den Gallerien, welche diesen Platz umgeben, versammeln sich alle diese Leute. Tag vor Tag findet sich jeder Handelsmann, oder in seinem Nahmen jemand aus seinem Hause bey seinem Pfeiler, oder doch an einem andern Orte des Hofplatzes ein, der eben so rubricirt

ist, wie der Pfeiler. Des Sonnabends allein ist der Zulauf hier minder groß, weil an diesem Tage die Juden abwesend sind. Drey bis vier Tage hinter einander darf ein Negotiant nicht versäumen, auf die Börse zu kommen, oder jemanden dahin zu schicken, der seine Stelle vertritt, denn man würde ihn in Verdacht eines nahen Bankerots halten. Dieser Ort wird so stark besucht, und ist so volkreich, daß man Mühe hat, aus demselben auf geradem Wege wieder heraus zu kommen, ob er gleich ungemein geräumig ist. Man hält sich da von Mittags 12 bis 2 Uhr auf; und so wie hier über alle Arten von Geschäften gesprochen und gehandelt wird, so werden auch da alle Sprachen geredet.

Man kann leicht erachten, daß sich unter diesem erstaunlichen Zusammenflusse von Menschen dann und wann auch einige Spitzbuben mit einschleichen, welche die ehrlichen Holländer überlisten. Die Beutelschneiderstreiche sind hier nichts seltenes; aber besonders machen sich die Spitzbuben über die Ausländer. Ertappt man einen auf frischer That, so faßt man ihn auf der Stelle beym Kragen, schleppt ihn aus der Börse heraus, wirft ihn in einen Canal, und hindert ihn mit Bootshaken, daß er nicht sogleich wieder herauf kommen kann. Eine kleine Weile darauf zieht man ihn heraus, streckt ihn am Ufer aus, und trocknet ihm seine Kleider mit

tüchtigen Stockschlägen ab, um ihn alsdann wieder ins Wasser zu werfen. Dieses Spiel wird so lange wiederhohlt, bis ein Gerichtsbeamter dazu kommt, der dem Volke den Missethäter aus den Händen reißt, und ihn auf 24 Stunden ins Gefängniß bringen läßt. Und träfe es sich auch gleich, daß der Spitzbube an den Schlägen, die er bekommen hat, sterben müßte, so wird doch seines Todes wegen keine Untersuchung weiter angestellt, damit durch ein solches Exempel diejenigen, die etwa Lust haben möchten, in seine Fußstapfen zu treten, davon abgeschreckt werden.

Man findet aber auch auf der Börse, so wie an mehreren Orten, die häufig besucht werden, eine Art von Leuten, meisten Theils Juden, die sich auf eine rechtmäßigere Art ein Einkommen zu verschaffen wissen. Diese Leute sieht man mit ein Paar Schnupftabaksdosen hin und her gehen, wovon die eine mit Rappè und die andere mit Spaniol angefüllt ist. An diese wenden sich die Negotianten, die ihre Dose vergessen, oder auch vielleicht aus Furcht vor den Beutelschneidern vorsätzlich zu Hause gelassen haben. Diese ehrlichen Juden biethen einem mit höflichem Wesen beyde Dosen voll Tabak an, und wenn der Monat um ist, so gibt man ihnen zur Erkenntlichkeit einige Stüber, und zum Neujahre noch ein Gratial. Es gibt ei-

nige, die mit diesem kleinen Gewerbe sich ein gemächliches Auskommen verschaffen.

16.

Die Einlaßpforte zu Augsburg.

Unter die merkwürdigsten Dinge der Stadt Augsburg rechnet man die künstliche Einlaßpforte zwischen dem Gockinger- und Klenker-Thore. Da man während der Kriegszeiten im 16ten Jahrhunderte immer gern Sorge trug, Thore und Thüren des Abends zeitig zu verschließen, welches den Einwohnern so gut wie den Fremden zuweilen sehr ungelegen fiel: so erdachte man um den unbequemen Folgen dieser nöthigen Verschließung abzuhelfen, eine geheime Einlaßpforte, die noch bis diese Stunde vorhanden, und deren Bauart ganz besonders künstlich eingerichtet ist. Diese Pforte öffnet und schließt sich von selbst vermittelst einer Maschine, die man spielen läßt, und mit deren Hülfe jedermann zu allen Stunden der Nacht in die Stadt kommen kann. Kommt man nun vor dieser Pforte an, und verlangt eingelassen zu werden, so muß man zuvörderst sagen, wie man heiße, woher man komme, wer man sey, und wohin man wolle. Darauf entrichtet man eine kleine Abgabe, die etwa zwey bis drey Kreuzer für die Person, und eben so viel für jedes Thier, das man bey sich hat, wenn es auch

nur ein Hund ist, beträgt. Dieses Geld steckt man in eine Büchse, welche sodann durch eine Rolle hinunter läuft, und augenblicklich wieder herauf kommt. So bald man diesen kleinen Tribut bezahlt hat, läßt sich eine Zugbrücke nieder, und es öffnet sich eine Pforte. Darauf geht man mit allem, was man bey sich hat, herein; so bald man herein ist, erhebt sich die Zugbrücke augenblicklich wieder, und der Zugang ist so gut verschlossen, wie er vorher gewesen war. Indessen findet man sogleich wieder eine andere Brücke und eine andere Pforte vor sich, die sich auf gleiche Art niederläßt und öffnet, und so kommt man in die Stadt, ohne einen Menschen zu sehen oder zu hören; denn von der Ankunft eines Fremden daraußen vor der Pforte wird man darin anders nicht, als durch eine Klingel benachrichtiget, die von einer Schildwache gezogen wird. Auf diese Art kann man zu jeder Stunde der Nacht in die Stadt hinein kommen, da hingegen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Raths in der Nacht kein Mensch heraus gelassen wird.

17.

Die Stadtuhren in Basel.

Sonderbar und merkwürdig ist es, daß in Basel alle Stadtuhren eine Stunde früher schlagen, als auf dem Lande und an allen an-

dern Orten; wenn es also anderwärts z. B. 11 Uhr schlägt, so hat man in Basel schon 12 Uhr, und das geht so die ganze Reihe der Glockenschläge durch.

Woher diese ganz eigene Gewohnheit rühre, kann jetzt niemand mehr mit Gewißheit sagen; weder mündliche Ueberlieferung noch die Archive der Republik geben davon die geringste Ursache an, die man für gültig ansehen könnte. Jedoch sagen manche, weil zur Zeit der Kirchenversammlung, die daselbst im Jahre 1431 gehalten wurde, die geistlichen Väter immer zu spät zur Session gekommen wären, so hätte man damahls die kleine Täuschung für das beste Mittel gehalten, die Saumseligkeit der Herren Bischöfe zu beschleunigen. Andere hingegen behaupten wiederum, es wäre vor Alters einmahl wider die Stadt Basel eine Verschwörung angezettelt gewesen, vermöge deren sich die Verschwornen zu einer gewissen Stunde hätten der Stadt bemeistern wollen. Da nun ein damahliger Bürgermeister hiervon Wind bekommen hätte, so sey er auf den Einfall gerathen, sämmtliche Stadtuhren um eine Stunde vorrücken zu lassen. Dieses habe dann die Wirkung gethan, daß die angesetzte Stunde schon verlaufen zu seyn geschienen, und der Feind gedacht hätte, er sey im Irrthume; und durch eben diesen Irrthum wäre also Basel gerettet,

der

der Gebrauch aber zum Andenken seitdem beybehalten worden.

Von der nähmlichen Anekdote leitet man auch den Ursprung eines überaus merkwürdigen Denkmahles her, welches man an der Brückenschanze findet, durch welche Großbasel mit Kleinbasel verbunden ist. Man erblickt nähmlich oben auf dem Thurme der Stadtuhr neben dem Stundenzeiger einen Menschenkopf, der aus einem Loche heraus guckt, und bey jeder Secunde eine Zunge heraus streckt, die eine halbe Elle lang ist, und dem Kopfe das Ansehen eines Hannswurstes gibt. Darf man der gemeinen Sage Glauben beymessen, so ist der nähmliche Bürgermeister, der damahls diese Stadtuhr um eine Stunde vorrückte, und dadurch die Verschwornen in ihrem Vorhaben irre machte, der Urheber von diesem Spaße gewesen. In der That geht die Rede durchgehends, man glaube nicht anders, als daß gedachter Kopf die betrogenen Verschwornen, die sich damahls hatten zurückziehen müssen, verhöhne.

18.

Jahreszeiten in Siberien.

Die Wärme ist das Element, worin alles gedeiht, so wie die Kälte alles Wachsthum verhindert. In den nördlichen Gegenden der Erde, wo beynahe ein ewiger Winter herrscht,

gibt es weder Frühling noch Herbst, sondern unmäßige Hitze oder unmäßige Kälte, und im Sommer geschieht das Wachsthum der Pflanzenproducte mit ungeheurer Schnelligkeit. In Siberien

schmilzt der Schnee	den 23.	Junius.
Der Schnee ist völlig fort	— 1.	Julius.
Die Felder sind völlig grün	— 9.	—
Die Pflanzen und Kräuter stehen im vollem Wuchse	— 17.	—
Die Pflanzen und Kräuter blühen	— 27.	—
Die Früchte sind reif	— 2.	August.
Die Pflanzen und Bäume verlieren ihre Blätter	— 10.	—
Es fällt Schnee	— 8.	—

Schnee und Eis vom 18. August bis zum 23. Junius.

19.

Brücke über den Gardafluß, oder Wasserleitung von Languedok.

Dieses prächtige Werk der Baukunst ist ein Ueberrest der Römer, und befindet sich in einer sehr romantischen und einsamen Lage ungefähr 10 Engländische Meilen nordöstlich von der Stadt Nimes und in der Mitte zwischen den Dörfern Remoulin und St. Prevot. Diese schöne Wasserleitung, wovon nur noch ein klei-

ner Ueberrest vorhanden ist, versorgte die Stadt Nimes mit Wasser, und erstreckte sich in der Länge ungefähr drey Meilen weit.

Diese Brücke liegt zwischen zwey furchtbaren Bergen, deren hohe Gipfel mit mancherley Arten von Gesträuchen bedeckt sind, und die ein herrliches Thal bilden, das der Gard bewässert. Dieser ist zwar ein kleiner, aber romantisch gelegener Fluß, der zwischen Felsen hindurch strömt, und, wie Reaumur behauptet, Goldsand bey sich führt, und in die Rhone fällt.

Das ganze Werk ist von Quadersteinen erbauet. Seine Länge zwischen den beyden Bergen beträgt achthundert und siebenzig und einen halben Engländischen Fuß: seine Höhe (nebst der Wasserleitung am obersten Ende) bloß hundert und sechs und fünfzig Fuß über der Wasserfläche, und seine Breite von der ersten Bogenreihe genommen, acht und dreyßig Fuß fünf und einen halben Zoll. Hierunter aber ist der neue Zusatz nicht mit begriffen.

Diese Brücke besteht eigentlich aus drey Brücken oder Bogenreihen, von denen eine über der andern steht. Sie sind von Toscanischer Ordnung, und ihr Ebenmaß ist bewundernswürdig. Die erste von diesen Brücken, die vier und sechzig und drey Viertel Fuß hoch und fünfhundert und ein und dreyßig und zwey Drittel Fuß lang ist, besteht aus sechs Bogen.

Die Weite der letztern ist verschieden, und zwar von 72 bis 80 Fuß.

Die zweyte Brücke ist hundert neun und zwanzig und einen halben Fuß über dem Flusse erhöht, und achthundert und vierzig und einen halben Fuß lang. Sie besteht aus eilf Bogen von der nähmlichen Weite wie die ersten.

Die dritte Brücke ist sechs und zwanzig und einen halben Fuß über die zweyte, oder hundert und sechs und fünfzig über die Wasserfläche erhöht, und achthundert und siebenzig und einen halben Fuß lang. Sie besteht aus fünf und dreyßig Bogen, wovon jeder siebenzig und drey Viertel Fuß im Durchmesser hat. Ueber diesen Bogen befand sich die Wasserleitung, von der der größte Theil noch vorhanden ist. Sie ist vier Fuß und drey Zoll breit, und fünf Fuß drey und einen halben Zoll hoch.

Man glaubt, daß dieß Werk zu des Kaisers Augustus Zeiten erbauet worden sey.

Im Jahre 1743 wurde eine neue Brücke daran zu bauen angefangen, und zwar nach dem nähmlichen Entwurfe, nach dem die unterste Brücke errichtet ist, von der sie einen Theil auszumachen scheint. Dieser Bau wurde im Jahre 1747 vollendet. Nunmehr können Pferde und Wagen bequem über den Fluß kommen.

20.

Der Arzt in Neuholland.

Als Arthur Philipps einstens mit einem Neuholländer, Nahmens Koalbey, reisete, fühlte dieser Seitenschmerzen; denn er hatte einmahl mit einer Fischgabel unter der linken Brust eine unbedeutende Wunde erhalten. Ob dieß nun schon vor mehreren Jahren geschehen seyn mußte, da sich kaum noch eine Narbe entdecken ließ, so glaubte er doch einige Schmerzen daran zu empfinden, die unstreitig von dem Riemen seines Tornisters herrührten. Er wendete sich daher an einen jungen Landsmann, der den Arzt spielte. Dieser fing die Ceremonie damit an, daß er den Mund voll Wasser nahm, es auf den leidenden Theil spritzte, dann den Mund auf denselben legte, und so lange sog, als er es ohne Athem zu hohlen, aushalten konnte. Hierdurch schien er selbst krank zu werden; er stand auf (denn sein Patient saß auf der Erde) ging einige Minuten umher, und fing dann aufs neue an zu saugen, bis er wieder Athem schöpfen mußte. Dieß wiederhohlte er drey Mahl, und er schien durch das Einziehen der Magengegend zeigen zu wollen, daß er nun den Schmerz, den er aus der Brust seines Patienten gezogen habe, selbst fühle. Nachdem er nun ein Stückchen Holz oder einen Stein aufgehoben hatte, gab er vor, er nähme etwas

aus dem Munde, das er in den Fluß warf. In der That warf er etwas weg, und unstreitig war es eben das, was er vorher aufgehoben hatte; aber Koalbey versicherte nach geendigter Ceremonie, daß es das gewesen wäre, was ihm der Fremde aus der Brust gesogen hätte. Allein ehe noch das Geschäft ganz zu Ende war, befühlte der Arzt den Rücken seines Patienten unter der Schulter, und schien etwas heraus zwicken zu wollen. Dann setzte er sich neben dem Patienten nieder, und umfaßte mit dem rechten Arme dessen Rücken. Zugleich setzte sich ein anderer, der sich auch für einen Arzt ausgab, auf der andern Seite mit dem Gesichte von jenem abgewandt, neben dem Patienten nieder, und umfaßte mit seinem rechten Arme dessen Brust. Dabey hielt jeder von ihnen eine Hand des Patienten, und in dieser Stellung blieben sie einige Minuten. So endigte sich die Ceremonie, und Koalbey äußerte, daß ihm nunmehr wieder wohl sey. Er gab dem Arzte seine Nachtmütze und den besten Theil seines Abendessens zur Belohnung.

21.

Die Santons in Aegypten.

Die Santons sind Leute, welche viel Aehnliches mit unsern Einsiedlern hätten, wenn sie etwas abgesonderter lebten. Diese Derwische,

welche die Muselmänner für Auserwählte und Heilige ansehen, führen eine sehr sonderbare Lebensart; sie lassen ihre Haare wachsen, die meisten davon gehen nackt, oder doch beynahe nackt, und ihre wilden stieren Augen verrathen nicht viel brüderliche Barmherzigkeit. Bey dem gemeinen Volke steh'en sie in großem Ansehen; was aber kaum glaublich ist, wenn es nicht die ganze Französische Armee, die in Aegypten gewesen ist, wüßte, besteht darin, daß sie ein sehr sonderbares Vorrecht haben, das sie durchaus nicht außer Gebrauch kommen lassen. Wenn sie auf der Straße gehen, und eine Frau das Glück hat, ihnen zu gefallen, so erweisen sie ihr zum großen Vergnügen und Beyfall der Zuschauer eine Ehre, die sich jedes nur einiger Maßen ehrbare Frauenzimmer gar sehr verbitten würde. Oft bedeckt eine andere Frau oder eine dienstfertige Freundinn das glückliche Paar mit ihrem Schleyer, und indem sie sich gegen das Volk kehrt, preist sie das unaussprechliche Glück ihrer Freundinn. Wenn dieses fromme Geschäft vorbey ist, nimmt die glückliche Frau den Santon mit sich nach Hause, und macht ihm einige Geschenke, welche dieser gewöhnlich unter das Volk austheilt, wenn er aus dem Hause heraus kommt.

22.

Die Perlenfischerey auf Ceylon.

Westwärts von der Insel Ceylon liegen die berühmten Austerbänke, welche die Ostindischen Perlen liefern, zu deren Fang man sich in der Bay von Condatchy versammelt, die beynahe einen halben Mond bildet. Condatchy ist ein öder unfruchtbarer Bezirk, auf dem bloß einige wenige verbuttete Bäume und Gebüsche zerstreuet stehen, und der nicht einmahl gutes Trinkwasser liefert, welches man aus einem vier Engländische Meilen entfernt liegenden Dorfe hohlen muß. Außer der Fangzeit ist Condatchy leer und öde; allein wenn die Perlen gefischt werden, dann biethet es ein eben so neues als erstaunenswürdiges Schauspiel dar. Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben laufen da in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin und her; da hat man eine Menge von Zelten und Hütten errichtet, mit einem Baßar oder Laden vor jedem derselben; da erblickt man eine Menge Fahrzeuge, die Nachmittags von den Perlenbänken zurück kommen, und wovon einige reich beladen sind; da warten die Bootseigenthümer ängstlich auf die Zurückkunft der Fahrzeuge, und wenn diese sich der Küste nähern, so laufen sie eilfertig und begierig dahin, und hoffen eine neue Ladung zu finden;

da eilt eine große Menge Juwelierer, Mäkler, Kaufleute und anderer Menschen herbey, die auf irgend eine Art mit den Perlen etwas zu thun haben. Einige sondern sie ab, und lesen sie aus, andere wiegen sie ab, untersuchen ihren Werth und ihre Anzahl; einige rufen sie zum Verkaufe aus, andere drillen und durchbohren sie zum künftigen Gebrauche.

Die Perlenbänke werden jährlich von der Regierung verpachtet. Die Fangzeit fängt mit dem Februar an, und endiget sich gegen Anfang Aprills, und der Zeitraum des Fanges beträgt 6 Wochen, höchstens zwey Monate. Die Perlenbänke erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Mangar hin, und die vornehmste Bank ist Condatchy gegen über, und liegt etwa zwanzig Engländische Meilen weit in der See. Jedes Jahr wird eine andere Bank gefischt, und man läßt die übrigen reif werden. Die Austern sollen ihre Reife innerhalb sieben Jahren erlangen.

Die Taucher, die man zu diesem Fange braucht, sind von verschiedenen Nationen und aus verschiedenen Ländern. Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar. Während der Fangzeit laufen regelmäßig alle Boote zu gleicher Zeit aus, und kehren auch zusammen zurück. Das Auslaufen geschieht ungefähr gegen 11 Uhr Nachts, wo die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sticht. Bleibt der

Wind gut, so langt sie noch vor Tagesanbruch bey der Bank an, und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie so lange emsig fort, bis sie der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. So bald sich die Fahrzeuge im Angesichte der Küsten zeigen, stecken sie die Flaggen auf, und gehen Nachmittags vor Anker. So bald sie ans Ufer kommen, ladet man sogleich ihre Ladung aus, welches vor Einbruch der Nacht geschehen seyn muß. Diese Ladung beläuft sich auf etwa 30,000 Austern, wenn die Taucher fleißig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot führt nach Percival zwanzig, nach le Beck aber ein und zwanzig Mann und einen Oberbootsmann bey sich, der den Steuermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern beym Heraussteigen bey. Die übrigen zehn sind Taucher, wovon sich jedes Mahl fünf zusammen hinablassen, kommen die ersten fünf herauf, so steigen die andern fünf hinab, und auf diese Art wechseln sie beständig ab. In jedes Boot thut man fünf Steine, welche die Taucher um den Leib binden, um desto schneller hinab fahren zu können. Kein Boot darf mehr als fünf Steine haben.

Diese Taucher, die von der frühesten Jugend an ans Tauchen gewöhnt werden, sind äußerst abergläubisch, und haben öfters einige Beschwörer, die man Haifischfeßler nennt, bey

sich in den Booten. Sie thun alles, was diese ihnen befehlen. Besonders fürchten sie sich vor den Haifischen, welche in diesen Meeren sehr gewöhnlich sind. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Beschwörer alle Mahl um Rath, und ihr Zutrauen zu dessen Antworten ist unerschütterlich, obgleich der Ausgang nicht selten ganz anders ausfällt, als er vorher gesagt hat. Allein die List und Geschicklichkeit dieser Leute ist sehr groß, und sie wissen sich alle Mahl aus der Schlinge zu ziehen. Als die Engländer die Insel Ceylon schon im Besitze hatten, büßte eines Jahres ein Taucher sein Bein ein; man stellte deßhalb den Oberbeschwörer zu Rede, allein er erwiederte ganz ernsthaft, daß eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von der Küste Malabar herüber gekommen sey, und eine Gegenbeschwörung bewirkt habe, die daher dieses Mahl seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; dieß habe er zu spät erfahren, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können; allein nunmehr wolle er seine Ueberlegenheit über seine Gegnerinn zeigen, und alle Haifische so stark bezaubern, daß sie während dieser ganzen Fangzeit niemand etwas weiter zu Leide thun sollten. Zufälliger Weise ereignete sich auch kein Unglück weiter, und die Taucher glaubten steif und fest, daß dieß von der Beschwörung des Zauberers herrühre.

Ehe sich die Taucher in die Tiefe des Meeres hinab lassen, befestiget man vermittelst zweyer Seile einen Taucherstein und ein Netz am Boote. Der Taucher setzt nunmehr die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil des Tauchersteins, mit den linken Fußzehen tritt er ins Netz, faßt mit der einen Hand die beyden Seile, hält sich mit der andern die Nasenlöcher zu, und fährt so ins Wasser hinab. So bald er unten auf dem Boden angelangt ist, hängt er das Netz um den Hals, und sammelt mit aller Gewandtheit und Schnelligkeit so viele Austern, als er während der Zeit, da er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Alsdann gibt er ein Zeichen, indem er die Seile bewegt, und sogleich zieht man ihn herauf. Ob er es gleich gewöhnlich nur zwey Minuten unter dem Wasser aushält, so fließt ihm doch eine Menge Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren. Dieß hindert jedoch diese Leute nicht, von neuem hinab zu steigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis fünfzig Mahl hinab, und bringen jedes Mahl ungefähr hundert Austern mit heraus. Einige reiben ihren Körper mit Oehl ein, und verstopfen sich wegen des Wassers die Ohren und Nasenlöcher; andere hingegen brauchen gar keine Vorsichtsmaßregel. Obgleich die gewöhnliche Zeit, die ein

Taucher unterm Wasser zubringen kann, nicht viel über zwey Minuten beträgt, so hat man doch Beyspiele, daß es manche vier, fünf, ja sogar sechs Minuten unten ausgehalten haben. Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, besteht entweder in Geld oder in Austern, welche letztern die gewöhnliche Art des Lohnes sind.

Die Austern, die man aus den Booten ausgeladen hat, schafft man sogleich weg, und vergräbt sie in Löcher oder Gruben, wo man sie auf Matten legt, damit sie nicht die bloße Erde berühren; in diesen Gruben bleiben sie so lange, bis sie sterben und in Fäulniß übergegangen sind. Hierauf öffnet man sie, und nimmt die Perlen heraus, und richtet diese gehörig zu. Der Gestank, den die Fäulniß der Austern verursachet, ist unerträglich, und dauert lange nach der Beendigung des Perlenfanges noch fort. Er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy her die Luft, und macht die Nachbarschaft außerordentlich unangenehm. Gleichwohl schreckt dieser Geruch die Gewinnsucht nicht zurück, denn mehrere Monate nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute auf dem Sande und an den Stellen, wo die Austern in Fäulniß übergegangen sind, begierig herum suchen und wühlen. Dann und wann ist auch einer so glücklich, daß er eine Perle findet, die ihm seine Mühe reichlich belohnt.

Die Bay von Condatchy aber biethet noch vielerley Gegenstände dar, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerey auf sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der Indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht das auffallendste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Charakterzüge; die Künste, die einige treiben, die Ceremonien, die andere verrichten, und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Uebernatürliches zu seyn scheint; an dem andern bemerkt man Fakirs, Brahminen, Priester und Andächtige von allen Secten, die, entweder um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gelübde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grade von Standhaftigkeit aushalten, den man kaum für möglich halten sollte.

So wohl die Priester, welche sich um diese Zeit zu Condatchy aufhalten, als auch viele andere Arten religiöser Bettler sind daselbst sehr lästig; denn sie sind nicht allein außerordentlich faul und träge, sondern auch zugleich sehr unverschämt und zudringlich. Sie sind aber

nicht die einzigen Plagen, welche die bey der Perlenfischerey versammelten Leute auszustehen haben. Es gibt außer dem auch noch einen Schwarm von Gauklern, Schlangenfängern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch viele, die keine andere Beschäftigung treiben, als bloß darauf zu sinnen, wie sie sich durch Rauben und Stehlen ihren Unterhalt erwerben wollen. In diesen Künsten sind sie außerordentlich geübt. Doch sind sie bey ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angebornen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbiethet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn bloß heimlich, und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu besorgen; denn schwerlich wagen sie ihn jemahls mit offenbarer Gewalt zu berauben, oder ihm sein Vermögen abzunehmen.

Es gibt keinen Schauplatz, wo die eingebornen Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benützen, als die Bay von Condatchy zur Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstreicher aus allen Theilen Indiens herbey, und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereyen keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Austern heraus zu stehlen, und bey Seite zu schaffen, geht beson-

ders sehr weit, und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern. Unter diesem allgemeinen Tadel der Eingebornen Indiens sind aber nicht die eingebornen Cingalesen, d. h. die Einwohner von Ceylon begriffen; denn obschon die Perlenfischerey an ihrer Insel Statt findet, so nehmen doch nur wenige in Vergleichung mit der großen Menge, die aus andern Theilen Indiens herbey strömt, daran Antheil. Auch sind sie weder so diebisch, noch so mit den Händen geübt, als es die Indier vom festen Lande sind, welche diese Geschicklichkeit geerbt zu haben scheinen, und sehr stolz darauf sind; denn es gibt ein Sprichwort unter ihnen, welches folgender Maßen lautet: der größte Dieb ist der größte Mann. Percival versichert, daß er von diesem unter ihnen herrschenden Hange aus eigener Erfahrung spreche, indem er und seine Mitkameraden öfters die Opfer davon gewesen seyen. Es wird in der That wenige Personen geben, welche Indien besuchen, und nicht bald Gelegenheit haben sollten, diese Neigung zum Stehlen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Zu Condatchy haben sie ihre Dieberenen in ein System gebracht, und bey aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leute miethen, welche die Perlen aus denselben heraus suchen. Um das

das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen an, die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Percival führt folgendes Beyspiel von List an, welche die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen. Ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Oeffnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmäßigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der eine sollte den Dieb machen und eine kostbare Perle stehlen, während der andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen, dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen, und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit zu verschaffen, seine Beute bey Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie sehr ruhig in ihrer Arbeit fort, bis Einer eine kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der Letztere fing daher verabredeter Maßen an, einige Perlen bey Seite zu schaffen; dieß that er aber auf eine Art, daß es die Aufseher gewahr werden konnten, welche ihn sogleich ergriffen, die Perlen bey ihm fanden, und ihn zu strafen begannen. Dieß verursachte einen großen Aufruhr; denn der Kerl machte

so viel Lärm als möglich, und setzte sich sogar zur Wehre; unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit benutzt, die kostbare Perle bey Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerey wurde nachmahls bey Gelegenheit eines Zankes entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, daß die Perle verkauft und das daraus gelösete Geld nach Verhältniß der Rollen, die jeder beym Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte; allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten hatte, und wegen seines Diebstahls aus dem Dienste gestoßen worden war, glaubte auf einen größern Antheil am Gewinne, als ihm die andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen; und da man seinen Forderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den befehlshabenden Officier, der die ganze Rotte streng bestrafen ließ. Endlich entdeckte man auch die Perle, und stellte sie ihrem Eigenthümer wieder zurück.

23.

Die Mahomedaner halten Wahnsinnige und Narren für Heilige.

Wenn der Mensch durch irgend eine Verstandszerrüttung von seiner Hoheit herab sinkt,

so verdient er unser innigstes Mitleiden und unsern thätigsten Beystand; die Mahomedaner aber halten einen solchen Unglücklichen sogar für einen Heiligen. Sie glauben, daß in diesem sündenfreyen Zustande die Seele solcher Menschen in der genauesten Verbindung mit den himmlischen Mächten stehe, und daß ihre Wünsche, die Gott angenehm seyn, von denselben weit mehr als die Wünsche anderer Menschen erfüllt werden. Man ist daher sehr mitleidig gegen Verrückte; bloß Rasende sperrt man ein; andere Wahnsinnige aber, die sich ruhig verhalten, genießen einer gänzlichen Freyheit, laufen auf den Straßen herum, gehen in die Häuser, besuchen die vornehmsten Herren, ja selbst die Staatsminister, dringen bis in ihre Zimmer, setzen sich an die Seite des Herrn, der sich alle Mahl ihrem Gebethe empfiehlt, und sie nie ohne Almosen entläßt. Man würde denjenigen mit der tiefsten Verachtung ansehen, der sie nicht gütig aufnähme, und man würde den Frechen steinigen, der sie mißhandelte. Man hält es sogar für ein großes Glück, wenn man ihnen in seinem Hause eine Freystätte anbiethen kann; denn man glaubt, sie brächten Glück in das Haus, in das sie ihre Zuflucht nehmen. Diese Meinung herrscht auch in einigen Gegenden der Schweiz, z. B. bey den Wallisern in Ansehung der Cretinen, denen man bereitwillig alle Unterstützung und allen Beystand gewährt.

24.

Die St. Antonswasserfälle im Missisippiflusse.

Die Wasserfälle des Missisippi in Louisiana befinden sich ungefähr unter dem 45° nördlicher Breite, und haben ihren Nahmen von dem Französischen Glaubensverbreiter Hennepin erhalten, der um das Jahr 1680 in diesem Theile von Nordamerika reisete, und der erste Europäer war, den die Eingebornen zu sehen bekamen.

Der ganze Fluß, der hier über 750 Fuß breit ist, stürzt sich in einer senkrechten Höhe von ungefähr 30 Fuß herab, und bildet auf diese Art die sehr schönen St. Antonswasserfälle. Die Stromschnellen, die sich unterhalb der Fälle befinden, und sich 900 Fuß weit erstrecken, geben denselben das Ansehen, als wenn sie weit größer und höher wären. Wenn man sie daher in der Ferne betrachtet, so scheint das Wasser von sehr großer Höhe herab zu fallen.

In der Mitte der Wasserfälle befindet sich eine kleine Insel, die ungefähr 40 Fuß breit und 45 Fuß lang ist. Auf dieser stehen einige Schierlingstannen (pinus abies americana), und ungefähr in der Mitte zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer ragt aus dem Wasser ein Fels hervor, der sich gerade am Rande des Falles befindet. Er hat eine schiefe Lage,

und ist 5 — 6 Fuß breit und 30 — 40 Fuß lang.

Man kann sich diesen Wasserfällen ohne irgend ein Hinderniß nähern, und wenn man den Fluß herab kommt, so wird man bloß durch das Brausen, das sie verursachen, und auf 15 Englåndische Meilen weit hörbar ist, auf sie aufmerksam gemacht, und vor dem Unglücke gewarnt, in das man sich zu stürzen in Gefahr ist.

Die Gegend um die Wasserfälle herum ist außerordentlich schön, und die Ufer des Flusses sind mit Hügeln und Bäumen begrenzt, deren Grün im Frühlinge und Sommer einen äußerst angenehmen Anblick gewährt. In einer kleinen Entfernung unterhalb der Wasserfälle ist wiederum eine Insel, die etwa anderthalb Morgen Landes groß ist. Auf derselben stehen eine große Menge Eichen, die ihre Aeste weit umher verbreiten, und die zu gewissen Jahreszeiten voller Adlernester hängen, weil diese Vögel wegen des Stromes gegen jede Gefahr gesichert sind, und an den Fischen und Thieren, welche vom Wasserfalle zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, ihre hinreichende Nahrung finden. — Diejenigen, welche ihre Fahrt auf dem Flusse weiter setzen wollen, müssen ihre Fahrzeuge ans Ufer ziehen, und dieselben eine Strecke unterhalb der Stromschnellen tragen, wo sie alsdann wieder zu Schiffe gehen.

25.

Die heißen Quellen am Ozernaja auf der Halbinsel Kamtschatka.

Es gibt auf Kamtschatka mehrere heiße Quellen, unter denen sich jene am Ozernaja besonders ausnehmen. Sie entspringen am südlichen Ufer dieses Flusses; einige fallen gleich gerade in den Fluß, andere laufen an demselben hin, vereinigen sich in einer Entfernung mit einander, fließen zusammen in den nähmlichen Fluß, und bilden eine Insel. In einigen dieser Quellen brauset das Wasser mit weißen Blasen auf und macht ein großes Geräusch. Der Dampf steigt auf eine beträchtliche Höhe und ist so dick, daß man auf 7 Klaftern weit keinen Menschen sehen kann. Das Wasser dieser Quellen unterscheidet sich durch eine schwarze Materie, welche der Chinesischen Tusche ähnlich ist. Sie schwimmt oben auf, und hängt so fest an den Fingern, daß man Mühe hat, sie wieder abzuwaschen. In allen diesen heißen Quellen ist das Wasser dick und stinkt nach faulen Eyern. — Die Kamtschadalen halten dieselben für Wohnungen der Geister, und nähern sich ihnen bloß mit Furcht und Schrecken.

26.

Leichenfeyerlichkeiten zu Congo in Afrika.

Bey allen Nationen herrschen bey der Beerdigung der Todten besondere Gebräuche, die theils von ihren Vorstellungen des Zustandes nach dem Tode, theils von ihren Begriffen von Ehre und Ansehen herrühren. Allein wenige Nationen stellen mehrere Feyerlichkeiten bey den Begräbnissen an, als einige Afrikanische Völkerschaften. So bald ein Neger in Congo, welches ein Königreich auf der Westküste von Afrika ist, gestorben ist, zieht man ihm seine kostbarsten Sachen an. Man legt ihn auf ein Prunkbette, welches in der Mitte eines großen Hofes steht, und über dem sich ein Dach befindet, das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig stopft man es mit den besten Waaren des Verstorbenen aus. Seine Famille und seine Freunde finden sich hier täglich zwey Mahl ein, um ihn zu beweinen, und da man dabey Branntwein austheilt, so kommen auch bloße Bekannte, und weinen mit, um durch ihre Thränen einige Tropfen von diesem köstlichen Getränke zu verdienen. Herr Grandpré, welcher dieß erzählt, wollte sehen, ob sie wirklich weinten, und zu seinem Erstaunen fand er, daß sie mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit Thränen vergossen. Sie brauchten weiter nichts zu thun,

als daß sie die Augen recht fest zuschlossen und zusammen drückten, und sogleich schwammen sie in Thränen.

Die Frauen des Verstorbenen stellen sich um den Leichnam herum, und machen denen, die sich zum Weinen einstellen, tiefe Sagnilas oder Complimente. Reiche Leute kommen niemahls ohne eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen. Gedungene Klageweiber machen die Leidtragenden, und gehen um das Schirmdach herum, unter welchem die Leiche liegt, wobey sie allerley Geberden machen, die Hände gen Himmel heben, das Lob des Verstorbenen herheulen, und ihn bey ihren Gesängen fragen, warum er seine Familie verlassen habe; worüber sie ihm alle mögliche Vorwürfe machen. Der Schlußvers ist eine Klage, welche der ganze Chor wiederhohlt. Diese Klageweiber führen zugleich eine Art von Tanz auf, indem sie sich sanft dabey umdrehen; die Beystehenden schließen sich bey ihrer Ankunft hinten an, und wiederhohlen den Chor. Zuletzt wird die Anzahl so groß, daß sie einen ansehnlichen Kreis bildet, welcher den ganzen Hof einnimmt, und sich beständig um den Todten herum dreht.

Wenn ein Freund fünf bis sechs Mahl die Runde mitgemacht hat, geht er weg, nachdem er vorher einen Schluck Branntwein getrunken hat. Nunmehr kommen wieder andere hinzu, welche seine Stelle einnehmen; der Kreis wird

daher niemahls kleiner. Dieß würde eine sehr lästige Sache seyn, wenn sie ununterbrochen fortdauerte, allein so dauert sie nur ungefähr zwey Stunden des Morgens, und eben so lange Nachmittags.

Den andern Tag bauet man hinter dem Schirmdache eine andere Hütte für den Todten, an dessen Stelle man sein Bildniß setzt, dem man die nähmliche Ehre erweist, das man täglich regelmäßig auch zwey Mahl beweint, und dem man zu den gewöhnlichen Stunden zu essen gibt. Unterdessen bringt man die Leiche in dieses zweyte Haus, und fängt damit an, daß man sie mit einem starken Decoct von der Maniockwurzel abwäscht. Diese Wurzel hat eine beitzende Kraft, das Wasser davon zieht zusammen, trocknet die Haut aus, und macht sie weiß, wie Kalk. Hierauf stellt man den Leichnam in einer Stellung auf, welche der Fetisch, d. i. das Götzenbild vorschreibt, das Gesicht gegen Westen gekehrt, die beyden Kniee leicht gebogen, der linke Fuß nach hinten zu aufgehoben, der rechte Arm der Länge nach herunter fallend, die rechte Hand geschlossen und nach Osten gekehrt, der linke Arm in die Höhe gehoben, die linke Hand offen, die Finger aus einander stehend und gebogen, und nach Westen gedreht, so wie jemand, der eine Fliege im Fluge fangen will.

In diese Stellung zwängt man den Leichnam und mit Hülfe eines ununterbrochenen, aber schwachen Feuers, das man unter seinem Hintern anzündet, leeret man die Eingeweide aus, schrumpft sie zusammen, und trocknet den Körper wie Pergament. Ist er hinlänglich gebleicht, so überzieht man ihn hinlänglich mit einer dicken rothen Erdrinde, und wenn alles trocken ist, fängt man ihn mit Zeugen zu bedecken an, welches man einpacken nennt.

Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen hat, und mit allen seinen Kostbarkeiten. Dieß alles wird mit ihm begraben. Wenn man nun die Leiche so angekleidet hat, so wickelt man den Leib und die Glieder in zusammen genähete Macuten oder inländische Zeuge. Ueber diese wickelt man andere, und fährt so lange damit fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann und alles eine unförmliche Masse ist.

Je reicher der Todte ist, desto mehr packt man ihn ein; bald ist das Haus zu klein, man bauet ihm ein anderes, und da die Masse tagtäglich zunimmt, so muß man noch ein größeres bauen, bis endlich der Erbe findet, daß sein Verwandter dick genug ist; diese Größe steht alle Mahl mit der Größe der Erbschaft, die er hinterläßt, im Verhältnisse; alsdann hört man auf, ihn in Macuten einzupacken, und thut

noch Europäische Zeuge, blaue Leinwand, Cattun, wollene und seidene Zeuge hinzu.

Hat endlich diese unförmliche Masse den gehörigen Umfang, den ihr der Erbe geben will, so gräbt man in einer ziemlichen Entfernung ein ungeheures Loch, auf dessen Grund man ein Haus ohne Dach errichtet, das aber groß genug für den Todten ist. Man bestimmt alsdann den Beerdigungstag. An diesem Tage legt man die Trauer ab, und die Frauen werden mit allem ihrem Vermögen ein Eigenthum des Erben.

An dem bestimmten Tage schleppt man die Leiche nach der Grube; man läßt sie in das Haus hinab, über das man ein Dach macht; man reicht ihr noch auf eine bestimmte Zeit zu Essen und zu Trinken, bedeckt das Ganze mit Erde, und errichtet einige Steine oder sonst etwas, um die Begräbnißstelle zu bezeichnen. Man glaubt nähmlich, der Fetisch irre beständig um das Grab herum, und bewache dasselbe, damit sich niemand an demselben vergreife. Führt daher die Neger ihr Weg vor einigen Ruhestätten der Todten vorbey, so eilen sie schnell vorüber, und wenden die Augen vor Furcht und Aberglauben davon weg.

Als sich Herr Grandpré in den Jahren 1786 und 1787 zu Cabenda aufhielt, starb ein angesehener Mann, der Andris Pacuta hieß. Er war Mafuck, d. i. Oberaufseher des ganzen Handels, und hernach Macaye,

d. i. erster Minister in Cabenda gewesen. Degrandpré war neugierig, seine Beerdigung mit anzusehen, und beschreibt selbe folgender Maßen.

Die Masse, die ihn vorstellte, war wenigstens 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und 8 Fuß dick. Oben darauf befand sich ein kleiner Kopf, der den Kopf des Verstorbenen vorstellte. Man hatte ein Jahr mit seinem Einpacken und Beweinen zugebracht; auch sahen diejenigen, die ihn betrauerten, ganz gräßlich aus. Er war so schwer, daß man nie im Stande gewesen wäre, ihn bis zu seinem Grabe zu schleppen, das über eine halbe Stunde von seinem Hause entfernt war, wenn nicht Europäische Zimmerleute eine Art Fuhrwerk gebauet hätten, das man gewöhnlich den Teufel nennt. Mit unbeschreiblicher Mühe brachte man ihn endlich auf diese Maschine, und als er darauf war, wußte man wieder nicht, wie man ihn fortbringen sollte. Die Sclavenschiffs-Capitäne borgten den Erben ein neues Tau von fünf, und ein neues Seil von drey Zoll Dicke. Man spannte über 500 Personen auf ein Mahl an diese Seile; allein das Ganze riß mehrmahls, und erst nach einer unglaublichen Anstrengung brachte man den Leichnam an seinen Bestimmungsort. Die Räder, die aus einem einzigen Stücke bestanden, sanken jeden Augenblick in das Erdreich hinein, das man zu einem Wege geebnet hatte, und konnten nur mit Mühe

fortgebracht werden; die Achsen, die von grünem Holze waren, brachen mehrmahls. Endlich langte man nach einer viertägigen Anstrengung an dem bestimmten Orte an; wie aber die Neger den Leichnam in die Gruft hinab bringen könnten, dieß ging über ihre Einsicht. Sie mußten das Haus einreißen, und ließen die Leiche über Hals und Kopf in die Grube hinab stürzen; denn sie waren nicht im Stande, sie ordentlich zu stellen. Sie baueten alsdann das Haus rund herum wieder auf, setzten ein Dach darauf, und brachten so die Beerdigung zu Stande. Auf das Grab legten sie zwey prächtige Elephantenzähne, wovon der kleinste fünf Fuß lang war; an der Wurzel derselben bohrte man zwey Löcher, durch welche man zwey Stücke Eisen steckte, die man zwey Fuß tief in die Erde schlug.

27.

Die Taubenposten im Morgenlande.

Ehe die Posten errichtet wurden, mußte man entweder besondere Bothen abschicken, um einen Brief zu überbringen, oder man band denselben einer Taube unter die Flügel, wo diese alsdann zu ihrem Eigenthümer zurück flog, und ihm den Brief brachte. Selbst heut zu Tage gibt es im Morgenlande noch keine ordentlich eingerichteten Posten, und man muß die Briefe

entweder durch Caravanen oder durch besondere Bothen übersenden. Ehemahls gab es öffentlich eingerichtete Taubenposten, und die Taubenschläge waren oft sehr weit aus einander. In Unterägypten fanden sich noch, wie Volney in seiner Reisebeschreibung nach Syrien und Aegypten, behauptet, im Jahre 1450 solche Taubenschläge, die in Thürmen bestanden, welche hier und da im ganzen Reiche errichtet waren. In Oberägypten aber waren sie schon damahls zerstört.

Allein nicht bloß ehemahls gab es im Morgenlande Taubenposten, sondern man findet nach Niebuhr's Versicherung, sie noch jetzt in verschiedenen Staaten des Morgenlandes. Einige Kaufleute haben Tauben abgerichtet, um durch dieselbe ihrer Familie von einer glücklich zurückgelegten Reise bald Nachricht geben zu können. Niebuhr traf zu Basra einen Kaufmann von Bagdad an, der sich dieser Taubenpost bey jeder Reise zu bedienen pflegte. Die Taube war in seinem eigenen Hause erzogen und gewöhnt worden, auf einer gewissen Stelle ihr Futter zu erhalten. Uebrigens konnte sie frey herum fliegen, um die umliegende Gegend kennen zu lernen. Auf der ersten Reise hatte er sie bis Helle, auf der zweyten bis Lemslum, auf der dritten bis Ardsje, und zuletzt bis Basra mitgenommen, und sie mit einem kleinen Zettel fliegen lassen, worauf sie geraden Wegs nach Hause

zurück reisete. Die Tauben, welche Jungen zu Hause zurück lassen, sind hierzu am geschicktesten.

Auch Russel erwähnte in seiner Naturgeschichte von Aleppo einer Art Tauben (columba tabellaria), welche ehemahls die Engländische Factorey zu Haleb brauchte, um aus Skanderum Nachricht von der Ankunft der Schiffe in diesem Hafen zu erhalten. Der Nahme des Schiffs, die Stunde seiner Ankunft, und was sonst zu wissen nöthig war, und sich in einem kleinen Raume ausdrücken ließ, wurde auf ein Stück Papier geschrieben, und der Taube so unter die Flügel gebunden, daß sie im Fliegen nicht gehindert wurde. Die Füße tauchte man ihr in Essig, damit sie kühl bliebe und nicht beym Anblicke des Wassers in Versuchung geriethe, davon zu fliehen, wodurch die Reise hätte verlängert werden, oder das Papier verloren gehen können. Ein Engländer versicherte Russeln, daß die Taube diese Reise, die viele Meilen beträgt, in drittehalb Stunden gemacht hätte. Die Brieftaube hatte Junge zu Haleb, und wurde in einem nicht zugedeckten Bauer nach Skanderum gebracht; so bald man sie nun hier in Freyheit setzte, kehrte sie sogleich nach Haleb zurück.

28.

Sitte mehrerer wilden Nationen, sich ein Glied von den Fingern abzuschneiden, oder einen Zahn auszureißen.

Die Sitte des Abschneidens eines Gliedes vom Finger ist weit verbreitet, sie herrscht bey Nationen, welche keine Verbindung mit einander gehabt zu haben scheinen. Man findet sie in Afrika bey den Hottentotten, bey den Tscharos und Guaronen in Paraquay, in Neuholland und auf den freundschaftlichen Inseln. Ohne Zweifel liegt dieser Sitte irgend ein Aberglaube zum Grunde. Vielen von den Männern in Neu-Südwallis, sagt Hunter in seiner Reise nach Südwallis, denen wir bis jetzt begegnet sind, fehlen die zwey vordersten Zähne an der rechten Seite der obern Kinnlade, und manchen Weibern die zwey untern Gelenke an dem kleinen Finger der linken Hand. Wir bemerkten diese Verstümmelung an alten Weibern, an jungen Mädchen von 8 bis 9 Jahren, und an jungen Frauen, die theils schon geboren, theils noch kein Kind hatten. An andern Frauenzimmern von allen diesen Altern und Classen sahen wir hingegen den Finger auch wieder unverletzt.

Barrow und Levaillant bemerken, daß diese Sitte auch unter den Hottentotten herrsche. Als sich der letzte mit seinem Anführer der Ka-

bobiquas unterhielt, sah er, daß ihm Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand fehlten. Levaillant ließ ihn um die Ursache fragen, und erfuhr, daß er in seiner Jugend eine sehr schwere Krankheit gehabt, und daß man, um ihn zu heilen, diese Ampulation vorgenommen hätte. Auch Patterson sagt in seiner Reise, daß er dergleichen Beyspiele vom Abschneiden eines Gliedes bey einer andern Horde von Hottentotten angetroffen habe.

Cook, Bougainville und Forster erzählen, daß sie bey weit von einander entfernten Nationen diese Sitte bemerkt hätten. So lassen sich z. B. die Bewohner einiger Südseeinseln, besonders der freundschaftlichen, ein oder mehrere Glieder ihrer Finger abschneiden. Dieß Schicksal scheinen vorzüglich die Glieder des kleinen Fingers an der linken Hand zu haben. Geschieht dieß vielleicht deßwegen, weil dieser Finger am ersten entbehret werden kann?

Allein nicht bloß Krankheiten scheinen die Ursache des Abschneidens eines Gliedes zu seyn, sondern es muß auch noch andere Veranlassungen dazu geben; denn als sich Arthur Philipps in der neuen Engländischen Colonie in Port Jackson aufhielt, sah er ein Kind, das nur zwey Monate alt war, dessen kleinen Finger man bey dem Gelenke unterbunden hatte. Allein zwey oder drey Tage nachher, als er das Kind wieder sah, war der Verband entwe-

der zerrissen oder weggenommen. Als man dieß der Mutter zeigte, nahm sie mehrere Haare von dem Kopfe eines anwesenden Engländischen Officiers, und band sie sehr fest um den Finger des Kindes. Nach einiger Zeit entstand eine Entzündung. Das Kind schien zwar mißvergnügt, wenn man das Glied berührte, aber schrie doch nicht, auch kümmerte man sich gar nicht mehr um den Finger, nachdem er einmahl unterbunden war. Dieß Verbinden wurde so lange fortgesetzt, bis die beyden Glieder beynahe abfallen wollten, und nun brachten es die Aeltern einem Engländischen Wundarzte, der dann auf ihr Verlangen die beyden Glieder mit einem Messer ablösete. Wurde vielleicht in diesem Falle das Abschneiden als ein Verwahrungsmittel gegen den Einfluß böser Geister angesehen?

29.

Gebethe der Türken.

D'Ohsson gibt in seinem Tableau de l'empire Ottom. T. II. c. 2. folgenden genaue Beschreibung der Türkischen Gebethe: Ein Rik'at besteht aus Stellungen und Prostrationen, während welcher gewisse kurze Gebethchen gesagt werden. Ein Rik'at mit noch zwey andern Attitüden und dem Hersagen des ersten Capitels aus dem Koran, machen ein

Namaz aus. — Fünf Mahl des Tages muß gebethet werden: 1) Zwischen Tages Anbruch und Sonnenaufgang; dieß Gebeth hat Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese eingesetzt. 2) Zu Mittag, wo Abraham nach der Opferung Isaaks gebethet hat. 3) Nachmittags um 3 Uhr das Gebeth des Propheten Jonas. 4) Bey Sonnenuntergang das Gebeth Jesu Christi. 5) Zu Nacht, wenn es völlig finster ist, das Gebeth Mosis. Dieß sind Gebethe von göttlicher Einsetzung, und es müssen jedes Mahl so viel Rik'at gebethet werden, als Mahomet befohlen hat; beym ersten Gebethe vier, beym zweyten acht, beym dritten sechs, beym vierten fünf und beym fünften sechs. Man kann sie entweder in der Moschee in Gegenwart eines Imams verrichten, oder auch allein zu Hause; nie aber dürfen dabey die vorgeschriebenen Waschungen unterlassen werden. Der Muezzin steigt auf die Gallerie des Minarechs, und ruft mit lauter und deutlicher Stimme: O großer Gott! O großer Gott! O großer Gott! O großer Gott! Es ist kein anderer Gott als Gott, und Mahomet ist Gottes Prophet! Kommt zum Gebeth! Kommt zum Tempel des Heils! Gott ist groß und es ist kein anderer Gott! — Diesen Ausruf wiederhohlt er alle Mahl; er wird Ezann genannt. Beym Ezann bey Tagesanbruch setzt er noch hinzu: Kommt zum Gebeth! Gebeth ist

besser denn Schlaf! — Des Freytags werden zu Mittag noch vier Rik'at mehr, also zwölf in allem, gebethet. — Die Pflicht zu bethen ist so streng, daß ein jeder guter Muselmann bloß auf Reisen, oder wenn er krank ist, die Freyheit hat, sie zu unterlassen; und wenn er unterbrochen wird, oder irgend eine Impurität das Gebeth unwirksam macht, muß er es noch ein Mahl von vorne anfangen. Der Erbe ist verbunden, so viel Almosen zu geben, als der Erblasser selbst eingesteht, in seinem Leben Rik'ats unterlassen zu haben.

30.

Wohlstandsgesetze zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern bey rohen Nationen.

Unter allen häuslichen Verhältnissen hat keines zu so widersprechenden Gesetzen des Wohlstandes Anlaß gegeben, als die Ehe, oder das Verhältniß von Mann und Frau. Die Gesetze des Wohlstandes, welche Eheleute gegen einander zu beobachten hatten, richteten sich allenthalben nach den Graden der Achtung, oder des Abscheues und der Verachtung, die man Weibern widerfahren ließ, und dann nach dem Maße von Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, in welchem sie von ihren Männern waren. Je größer die Abhängigkeit der Weiber und die

Verachtung gegen dieselben war, desto mehr legt ihnen auch der Wohlstand Ehrerbiethung und Unterwürfigkeit und alle Merkmahle dieser Gesinnungen gegen ihre Tyrannen auf. Je mehr hingegen das weibliche Geschlecht geachtet, und je größer ihre Freyheit wurde, desto mehr verlangte der Wohlstand von dem stärkern Geschlechte Ehrfurcht, Schonung, Liebe und aufmerksame Gefälligkeit gegen ihre Genossinnen, die ihnen alle Freuden des Lebens versüßten und erhöheten, und alle Leiden erleichtern und überwinden halfen.

Unter allen Völkern der Erde sind die Heiden in Sibirien, die Amerikaner und Neger diejenigen, von denen die Weiber am meisten verachtet, als unrein verabscheuet, und diesem Aberglauben gemäß auch am meisten gemißhandelt werden. Nirgend also zeigen auch die Gesetze des Wohlstandes eine solche angenommene Erhabenheit des stärkern Geschlechtes über das schwächere an, als gerade unter diesen Nationen. Die Männer würden alle ihre Würde vergeben, so wie den Zorn der Götter zu verdienen glauben, wenn sie mit den Weibern aus einerley Gefäße speiseten, oder tränken, oder wenn sie schwangern, oder kranken, oder säugenden Weibern entweder sich selbst, oder ihre Waffen, oder ihre Werkzeuge berühren ließen.

Unter den Peruanern ist es nicht allein nicht wider die Gesetze des ehelichen Wohlstandes,

wenn der Mann seine Frau prügelt, sondern die Weiber sehen sogar Prügel als ein Zeichen der Liebe an. Die Negerinnen machen zwar nicht auf so kräftige Merkmahle der Liebe von ihren Männern Anspruch, allein sie erkennen es als eine natürliche Pflicht, und als ein heiliges Gesetz des Wohlstandes, daß sie bey dem Eintritte in das Haus ihres Bräutigams auf dessen Befehl sogleich Holz und Wasser hohlen müssen, um dem künftigen Gebiether ihren Gehorsam und ihre Unterthänigkeit zu beweisen. Mit gleicher Bereitwilligkeit leisten sie alle übrigen Pflichten, welche die Regeln des strengen Wohlstandes ihnen auflegen. Sie empfangen ihre Männer, wenn sie von Reisen, oder Besuchen, oder Arbeiten zurück kommen, knieend, biethen ihnen in eben dieser demüthigen Stellung Tabak, Pfeifen und Getränke dar, und verscheuchen sorgfältig die Fliegen, wenn ihre gnädigen Herren der Ruhe pflegen.

Nach den Regeln des Wohlstandes nun, welche die Weiber unter den Amerikanern und Negern beobachten müssen, sollte man gar nicht glauben, daß die Männer gegen das von ihnen so verachtete Geschlecht ähnliche Gesetze zu erfüllen hätten. Allein man trifft in den Sitten dieser blöden Völker, wie in ihren Meinungen, Religionen und Leben mancherley Widersprüche an, und so wie die Amerikaner, Neger und südlichen Asiaten sich aus dem von ihnen

verabscheueten Geschlechte Königinnen wählen, und über sich herrschen lassen, so haben sie sich auch selbst mehrere Gesetze der Ehrerbietburg gegen gewisse Personen des andern Geschlechtes vorgeschrieben, welche sie eben so wenig verletzen, als wenn jede Uebertretung mit unerläßlicher Todesstrafe geahndet würde. So darf unter den schamlosen Californiern der Schwiegersohn eine Zeit lang nach der Hochzeit weder der Schwiegermutter noch einer andern Matrone aus der Familie seiner Frau ins Gesicht sehen. Eben diese Gewohnheit herrschte vormahls unter den Caraiben, wo aber Schwiegersöhne nicht bloß den Anblick der ältern Anverwandtinnen, sondern aller Anverwandten der Frau sorgfältig mieden, und wenn sie der Gegenwart oder Gesellschaft derselbigen nicht ausweichen konnten, wenigstens von den Personen, welche sie anredeten, das Gesicht wegwandten.

Nach den Mongolischen Völkern begegneten von jeher die Morgenländer ihren Weibern mit beleidigender Härte oder Verachtung, und dieser Begegnung entsprechen die Gesetze des morgenländischen Wohlstandes vollkommen. Alle orientalische Völker reden von ihren Weibern und Töchtern eben so wenig, als von andern schmutzigen oder ekelhaften Dingen, und wenn sie es thun, so bitten sie alle Mahl um Verzeihung. Unter eben diesen Nationen ist keine einzige, wo es der Wohlstand den geliebtesten Wei-

bern erlaubte, mit ihren Männern zu essen. Diese ungesellige Sitte herrschte nicht nur vormahls unter den alten Griechen, sondern dauert auch noch unter den heutigen Griechen, und mehrern andern Völkern Slawischen Ursprungs fort. Die Walachinnen stehen, wenn die Männer essen, und in Oberwallis warten die Töchter den schmausenden Gästen bey Tische auf. Noch empörender aber scheint es zu seyn, daß im Orient die Weiber der Vornehmsten ihren Männern die Hände, und gemeine Weiber den Großen wohl gar Kniee und Füße küssen, ja daß auf den Inseln der Südsee die Weiber sich in Gegenwart von Vornehmen die Brust und den obern Theil des Körpers entblößen müssen, eine Gewohnheit, die sie aus ihrem alten Vaterlande Hindostan mitgebracht haben, wo Mädchen gleichfalls ihren Busen entblößen, wenn sie vor Europäern, oder Vornehmen vorübergehen. — Bey den Morlacken müssen die Weiber neben dem Bette des Mannes auf dem Boden liegen.

Die Regeln des Wohlstandes, welche Kinder gegen ihre Aeltern beobachten, richten sich unter unaufgeklärten Völkern nach dem Maße der väterlichen Gewalt, nach der Gemüthsart der Kinder, und endlich nach gewissen Vorurtheilen, welche Menschen von eingeschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen eigen sind. In der Behandlung der Kinder sind die Mongoli-

schen Nationen sich selbst entgegengesetzt, indem einige gar keine, andere hingegen eine eben so unumschränkte Gewalt über ihre Kinder, als über ihre Weiber ausüben. Das erstere gilt im Durchschnitte von den Amerikanern und Negern, das andere von den Südlich-Asiatischen Völkern. Unter allen großen polygamischen so wohl als monogamischen Nationen steht das väterliche Ansehen in gleichem Verhältnisse mit der Macht, welche die Männer über ihre Weiber haben; unter den Amerikanern und Negern hingegen ist die väterliche Gewalt eben so unbedeutend, als die Gewalt des Ehemannes über seine Weiber unumschränkt ist. Die Nordamerikanischen Wilden bitten ihre Kinder mit Thränen, daß sie dieses oder jenes thun sollen; sie beweinen ihren Ungehorsam und ihre Vergehungen, allein sie strafen sie niemahls, nicht einmahl mit Worten, weil sie glauben, daß Züchtigungen ihre Söhne feigherzig machen würden. Ein anderer Grund der schonenden Gelindigkeit der Amerikaner ist die unglaubliche Empfindlichkeit, welche die jungen Wilden und Wildinnen mit den Japanesen und allen Mongolischen Völkern in Asien gemein haben. Ein unsanftes Wort, oder das Bespritzen mit einigen Tropfen Wassers treibt die Kinder der Amerikaner zu einer wüthenden Verzweiflung, worin sie sich erhenken oder auf andere Art das Leben nehmen. Aus gleichen Gründen sind die

Grönländer gegen die Unarten der Kinder nachsichtig. Wenn ein Kind geradezu sagt, daß es etwas nicht thun wolle, so lassen es die Aeltern dabey bewenden, weil sie wissen, daß ihre Söhne und Töchter sich eher todtschlagen, als mit Gewalt zu etwas bringen lassen. Ein Bube mag also so arg schreyen, kratzen und um sich schlagen, als er immer will, so darf sich die Mutter nicht unterstehen, ihn zu züchtigen, weil sie sonst von ihrem Manne auf das ärgste würde mißhandelt werden. In gleicher Zügellosigkeit wachsen die Kinder der Californier auf. So bald diese nur Wurzeln ausgraben, und Mäuse und Schlangen fangen können, so bekümmern sie sich um ihre Aeltern eben so wenig, als diese um ihre Kinder. Ungeachtet unter den Californiern die Mütter, und noch mehr die Väter bey dem Tode, wie bey den Vergehungen ihrer Kinder gleichgültig sind, so geriethen doch die erstern in die äußerste Wuth, wenn ihre Kinder von den Glaubensverbreitern gezüchtiget wurden. Sie schrieen so laut sie konnten, rissen sich die Haare aus, zerschlugen sich die Brust, und zerstachen sich den Kopf, daß das Blut in Strömen herabfloß; ein merkwürdiger Zug, den fast alle Reisende von den Amerikanerinnen angemerkt haben. Die Reisebeschreiber wiederhohlen und bestätigen von den Caraiben auf den Inseln so wohl als auf dem festen Lande eben das, was hier von den nörd-

lichen Amerikanern erzählet wurde. Als ein Spanier einem Caraiben voll Unwillens Vorwürfe darüber machte, daß er sich von seinem Sohne ungestraft eine Maulschelle habe geben lassen, antwortete dieser ganz gelassen: glaubst du denn, Freund! daß unsere Kinder wie die eurigen sind? Wenn ich meinen Sohn züchtige, so bringt er mich gewiß um, so bald er erwachsen ist.

Bey dieser gänzlichen Unabhängigkeit der Söhne der Amerikanischen Wilden von ihren Vätern, und der eben so großen Abhängigkeit der Weiber von ihren Männern ist nichts mehr zu verwundern, als daß die Kinder der Mutter folgen, wenn der Mann sich von seiner Frau trennt, und daß erwachsene Söhne ihren alten und schwachen Müttern, und hin und wieder den betagten Vätern den unumschränktesten Gehorsam und die tiefste Ehrfurcht beweisen. Die Kinder, sagt Charlevoix, gehören unter den Canadensischen Wilden, die ich kennen gelernt habe, der Mutter zu, und der Vater wird daher immer als ein Fremder im Hause angesehen, ungeachtet man ihn als den Herrn der Hütte betrachtet. - Unter den Grönländern sind die Ehescheidungen aus dem Grunde selten, weil die Kinder, welche der größte Reichthum der Aeltern sind, alle Mahl der Mutter folgen, und auch nicht einmahl nach dem Tode der Mutter zu dem Vater zurück kehren, um ihm in

seinem hülflosen Alter beyzustehen. So bedauernswürdig sonst das Loos der Grönländischen Weiber, und besonders der Wittwen ist, so glücklich sind sie, wenn sie erwachsene Söhne haben. Sie führen alsdann in der Familie ihres Sohnes die höchste Oberherrschaft, und behandeln die Schwiegertöchter nicht anders, als ihre Sclavinnen. Auch unter den Caraiben bleiben die Kinder bey der Mutter, wenn diese von ihrem Manne verlassen wird. Wenn aber keine Trennung vorgeht, oder die Mutter vorher stirbt, so nimmt der Sohn den alten unvermögenden Vater wieder in sein Haus auf, und überträgt ihm die Regierung seiner Familie. Man spricht von ihm nicht anders, als von dem Hernn des Hauses, und er wird nicht, wie alle andere, in der zweyten einzelnen, sondern in der dritten mehrern Person angeredet.

Unter den Negern ist die Behandlung der Kinder und ihr Verhältniß zu den Aeltern eben so, wie unter den Amerikanern beschaffen. Die Söhne der Hottentotten bleiben bis in ihr achtzehntes Jahr in der Gesellschaft der Mutter; wenn sie aber einmahl feyerlich unter die Männer aufgenommen worden sind, so ist es ihnen schimpflich mit den Müttern umzugehen, und man sieht es sogar als ein Zeichen der Tapferkeit an, wenn sie ihre Mütter mißhandeln.

So wohl in dem westlichen als im südlichen Asien war die Macht der Väter von jeher sehr groß, und die Ehrerbiethung der Söhne entsprach ihrer Abhängigkeit genau; aber nach dem Tode des Vaters wurde der Sohn das Haupt der Familie, und im südlichen Asien kann er sogar, wenn er will, die Kebsweiber seines Vaters als Sclavinnen verkaufen. In Hindostan und in Neuseeland können die Mütter von ihren Söhnen ungestraft mißhandelt werden, da hingegen die Mütter in Otaheite das Recht zu strafen über ihre Kinder ausüben.

31.

Das Purrekeh oder Gottesgericht auf Ceylon.

Das Purrekeh oder Gottesgericht wurden in allen Theilen Indiens von den ältesten Zeiten her gebraucht, und seine Untrüglichkeit in dem Beweise von Recht oder Unrecht wird noch allgemein geglaubt. Es gibt mehrere Arten desselben. Die gebräuchlichste bey den Cingalesen (so heißen die Eingebornen von Ceylon) beschreibt Mr. Knox auf folgende Weise. Wichtige Sachen dürfen sie durch Schwören in heißes Oehl entscheiden. Wenn sie schwören sollen, so erhält jeder Theil einen eigenhändigen Erlaubnißschein von dem Districts-Gou-

verneur. Dann waschen sie, einer religiösen Feyerlichkeit zufolge, Kopf und Körper, werden die Nacht über als Gefangene in einem Hause bewacht, und um die rechte Hand mit einem Tuche verbunden, das versiegelt wird, damit sie nicht etwa einen Zauber brauchen, ihre Finger zu verhärten. Am nächsten Morgen werden sie aus ihrem Gefängnisse gebracht, legen reine Kleider an, und reinigen sich, weil sie jetzt vor Gott zu kommen glauben. Dann binden sie sich um ihre Handgelenke das Blatt, worauf des Gouverneurs Erlaubniß geschrieben ist, treten unter einen Bogahah oder Gottes-baum (einen Banyan-Baum) und alle Beamten des Districts nebst einer großen Menge Volks versammeln sich um sie her. Hierauf werden Cocosnüsse gebracht, und vor den Augen des Volkes wird Oehl aus ihnen gezogen, damit jedermann sehe, daß kein Betrug vorgehe. Auch haben sie nahe dabey eine Wanne mit Kuhmist und siedendem Wasser; so bald das Oehl und der Kuhmist kocht und durchaus heiß ist, nehmen sie ein junges Blatt von einem Cocosnuß-Baume, und tauchen es in das Oehl, so daß alle sehen, daß es heiß ist; denn es sprüht und kräuselt sich, und rauscht, als wenn man Wasser in siedendes Oehl gießt. Eben so machen sie es mit dem Kuhmiste. Ist alles vorbereitet, so treten die beyden Männer herzu. Jeder stellt sich auf eine Seite des sie-

benden Oehls, und dann sagt der eine: der Gott des Himmels und der Erde ist Zeuge, daß ich nicht schuldig bin, dessen ich angeklagt werde; oder: die vier Gattungen der Götter sind Zeugen, daß das streitige Stück Landes mein ist. Der andere schwört gerade das Gegentheil. Immer schwört der Ankläger zuerst, dann der Angeklagte. Hierauf wird ihnen das Tuch, in das ihre Hände eingewickelt waren, abgenommen; der Angeklagte taucht nun zuerst und unmittelbar nach jenen Worten seine Finger drey Mahl in das heiße Oehl, und dann auch in den siedenden Kuhmist; nach ihm thut es der Angeklagte. Hierauf wird ihre Hand wieder mit Tuche verbunden, und sie werden bis zum folgenden Tage bewacht; dann werden ihre Hände wieder aufgebunden, und ihre Fingerspitzen mit einem Tuche gerieben, um zu sehen, ob die Haut abgeht. Der, bey dem sie abgeht, wird für einen Meineidigen erkläret. Zur Strafe zieht der König einen beträchtlichen Theil seines Vermögens ein, und dem Gegner wird eine starke Genugthuung gegeben.

32.

Vielmännerey.

Bey den Völkern, die sich zur Mahomedanischen Religion bekennen, ist es gewöhnlich, daß ein Mann mehrere Weiber hat; es gibt aber auch Nationen, wo eine Frau mehr als Einen Mann heirathet. Diese eben so unmoralische als ungerechte Sitte ist für die Menschheit von dem größten Nachtheile, indem sie die Ausbildung der Nationen, unter denen sie eingeführt ist, verhindert, sie entnervt, und zu einer Beute des zügellosesten Despotismus macht. Der Gebrauch, daß eine Frau mehrere Männer heirathet, ist besonders unter den Nationen des Ostens eingeführt; so ist es z. B. wie Turner in seiner Reise erzählt, in Tibet der Fall, wo eine Frau mehrere Männer hat, oder mit allen Brüdern einer Familie verheirathet ist. Der älteste Bruder wählt die Frau für die übrigen. Die Zahl der Männer ist nicht bestimmt oder eingeschränkt. Turnern wurde eine angesehene Familie genannt, in der fünf Brüder friedlich und einträchtig mit Einer Frau lebten.

Ein Nayre, d. h. einer, der zum Kriegsstande gehört, kann, so erzählt Pyrard in seiner Reise nach Ostindien, bloß eine Frau zu gleicher Zeit nehmen, allein Eine Frau kann drey Männer auf Ein Mahl heirathen, ohne

daß

daß diese jemahls eifersüchtig werden. Befindet sich Einer von den Männern bey der Frau im Hause, so läßt er an der Hausthür seine Waffen stehen, wo alsdann nie ein anderer hinein gehet. Das nähmliche erzählt auch Neuhof in seinen Reisen nach Ostindien; er behauptet, daß die Weiber dieses Recht vermöge eines uralten Malabarischen Gebrauches hätten. Gehört der Mann nicht zum Stande der Krieger, so läßt er, wenn er die Frau besucht, ein anderes Merkmahl an der Thür stehen, und er kann alsdann ungestört bey ihr verweilen. Die Mutter muß die Kinder ernähren, wozu aber die Väter beytragen; sie gehören jederzeit zum Stamme der Mutter; dieß rührt unstreitig daher, weil man den wahren Vater nicht weiß, und auch die Erbschaften fallen auf die weibliche Seite, d. h. auf die Kinder der Schwestern.

Nach J. R. Forster ist es wahrscheinlich, daß auf Ostereyland die Vielmännerey eingeführt ist, weil man auf der ganzen Insel bloß dreyßig bis vierzig Weiber gegen sechs bis sieben hundert Männer fand. Daher trugen die Weiber auch kein Bedenken, an Bord des Cookischen Schiffes ihre Gunstbezeugungen mehreren Liebhabern nach einander zu gestatten.

33.

Die kleinen Füße der Sinesinnen.

Das Zusammenschnüren der Füße von den Weibern ist den Sinesinnen nicht eigenthümlich, wie manche geglaubt haben; dennoch ist es nicht in Abrede zu stellen, daß die Sinesischen Weiber es in der Zusammenpressung und Verhinderung des Wachsthums ihrer Füße am weitesten gebracht haben. Die ersten Fragen, die ein Freywerber an den Vater eines Mädchens thut, bestehen darin: ob sie recht lange Haare, recht kleine Augen, recht große, breite und hangende Ohren, und besonders ob sie auch nicht Füße habe, die über zwey Zoll lang seyen? Um ihren Töchtern diese Schönheit zu verschaffen, umwickeln die Mütter die Füße von der Geburt an so fest mit Bändern und Schnüren, daß sie keinen Nahrungssaft aufnehmen können, und wenn sie die Füße gleichsam von dem übrigen Körper abgebunden, oder von der Gemeinschaft mit den Gefäßen, welche die nährenden Säfte zuführen, abgeschnitten haben, so lassen sie die Mädchen kupferne Schuhe tragen, damit die Füße den Pfoten der Thiere ähnlich bleiben. Einige Reisende geben vor, daß die Sinesen das Zusammenschnüren der Füße aus Eifersucht eingeführt hätten, damit die Weiber um desto weniger gehen und Gelegenheit zur Untreue gegen ihre Männer finden möchten; andere hin-

gegen leiten es aus eben der falschen Eitelkeit ab, aus welcher die langen Nägel entstanden sind; man halte nähmlich kleine Füße, wie lange Nägel für eine Schönheit, weil beyde ein Beweis von einem vornehmen Stande, oder wenigstens von großem Reichthume seyen, wodurch man aller schweren körperlichen Arbeiten und mühseligen Bewegungen überhoben werde. Vielleicht könnte man die Schönheit kurzer Füße aus eben dem Verhäßlichungs-Instincte erklären, aus welchem man die bey so vielen rohen Nationen gewöhnlichen Verunstaltungen der übrigen Gliedmaßen erklären kann. Dieser Instinct wirkte in Peru, wie in Sina, indem die Peruanerinnen ihre Füße in eben dem Verhältnisse zu verschönern glauben, in welchem sie dieselben am Wachsthume hindern und klein erhalten. Doch bleiben die Schönen der neuen Welt immer sehr weit hinter denen in Sina zurück; denn ihre Füße erreichen gewöhnlich eine Größe von 5½ bis 6 Zoll. Die Begierde der Spanierinnen in Chili und Peru, ihre Füße durch zusammenzwängende Schuhe so klein als möglich zu erhalten, ist nicht die einzige Unart, welche die nach Amerika verpflanzten, und den ursprünglichen Bewohnern dieses Erdtheils allmählich verähnlichten Weißen angenommen haben.

34.

Schläge werden von einigen Völkern für Merkmahle der Liebe und Freundschaft gehalten.

Die Nubischen Neger, welche jährlich in großen Caravanen nach Aegypten kommen, verkaufen von ihren Waaren nichts, wenn man sich ihnen als unabhängigen Fremdlingen freundlich nähert, und ihnen alsdann auch den doppelten Preis anbietbet. So bald man sie aber mit einem Riemen von Elephantenleder weidlich durchprügelt, so werden sie gefällig und guten Muths, und verkaufen so schnell und billig, als man es nur erwarten kann.

Die ursprünglichen Peruanerinnen sind ganz untröstlich, wenn sie eine Zeit lang von ihren Männern nicht geprügelt werden, weil sie alsdann fürchten, daß sie die Liebe ihrer Ehehälften verloren haben. Um also die Zärtlichkeit ihrer Männer nicht ersterben zu lassen, und sich der thätigsten Beweise derselben zu versichern, ziehen sie sich von Zeit zu Zeit vorsätzlich Schläge zu. Von den Russischen gemeinen Weibern wird etwas Aehnliches erzählt.

Unter manchen Negern und Amerikanern werden Bräute gleich bey dem Eintritte in die Hütte des Bräutigams geprügelt, oder doch gezwungen, Holz und Wasser zu hohlen, oder andere schwere Arbeiten zu verrichten, damit sie

von Anbeginn an Gehorsam lernen, und die unumschränkte Herrschaft des Mannes anerkennen.

35.

Strafen des Ehebruchs unter verschiedenen Völkern.

Die Strafen, womit verschiedene Völker den Ehebruch belegt haben, oder noch belegen, weichen sehr von einander ab. Einige strafen dieses Verbrechen mehr an den Schändern der Ehre ihrer Weiber, andere mehr an den untreuen Weibern, und noch andere endlich mehr an ihren Töchtern und Verwandtinnen, als an den Weibern selbst. Einige Nationen bestrafen den Ehebruch gar nicht, andere äußerst gelinde, andere hingegen mit einer übertriebenen Härte und mit den schmälichsten Todesarten.

Die wenig eifersüchtigen Calmycken strafen den Ehebruch kaum so hart, als die geringsten Diebstähle, und was das Sonderbarste ist, so fällt die Strafe des Ehebruchs nicht dem beleidigten Ehemanne, sondern ganz allein der Obrigkeit zu. Ein Ehebrecher unter den Calmycken muß den Richtern fünf Stück, die Ehebrecherinn aber vier Stück Vieh geben, wenn diese letzte anders in das Verbrechen eingewilliget hat. Wird hingegen eine Frau mit Ge-

walt geschändet, so muß der Schänder beyde Bußen entrichten.

Nicht weniger widersinnig, aber ungleich lächerlicher, als die Strafe der Calmycken, ist die Rache, welche die Sibirischen Heiden Mongolischen Ursprungs, und die Bewohner mancher östlichen, und besonders der Kurilischen Inseln vormahls an ihren untreuen Frauen und deren Liebhabern ausübten, oder noch ausüben. Wenn ein Kamtschadale vormahls jemanden mit seiner Frau im Ehebruche antraf, so überließ er die Untreue ihrem Liebhaber freywillig, wenn er ihrer überdrüssig war. Liebte hingegen der Mann seine Frau noch so sehr, als ein Kamtschadale lieben kann, so prügelte er seine Hälfte für ihre Näscherey weidlich aus. Wurde endlich der Ehebrecher auf der That ertappt, so stieß ihm der beleidigte Ehemann mit einem besonders dazu aus einem Hirschgeweihe verfertigten Instrumente Löcher in den Kopf, und entließ ihn mit der Warnung, daß, wenn er wieder käme, er eine noch ernstlichere Aufnahme zu erwarten habe.

Die Bewohner der Insel Lapatka und anderer benachbarten Eylande behandeln Ehebrecher auf eine ganz andere Art, wobey sie aber viel mehr, als die Kamtschadalen wagen. Wenn diese Insulaner Ehebrecher bey ihren Weibern finden, so fordern sie dieselben zu einem Kampfe heraus. Ein jeder, der beleidigte

Ehemann so wohl, als der Ehebrecher nimmt einen Prügel von festem Birkenholze, der eine Arschin lang ist, und dergleichen sie zu dieser Absicht stets in ihren Hütten hängen haben, in die Hand. Beyde Kämpfer entkleiden sich ganz, und prügeln sich Streich um Streich so lange, bis einer entweder niederfällt, oder gesteht, daß er den Streit nicht länger aushalten kann. Der Ueberwinder behält die Frau, es mag der Ehemann oder der Ehebrecher siegen. In diesem unsinnigen Kampfe also wagt der schon gekränkte Theil gleich viel mit seinem Beleidiger, kann leicht das ganze Gut verlieren, was er behalten möchte, und worüber der Streit entstand, und empfängt, auch wenn er obsiegt, ohne alle Genugthuung eben so viel Streiche, als derjenige, der ihm Genugthuung geben sollte.

Unter den Tungusen, Buräten und den übrigen Sibirischen Heiden überlassen sich die Weiber häufig den herum streifenden Jägern, die in Abwesenheit der Männer bey ihnen einkehren. Wenn die Weiber dieses mit einer gewissen Mäßigkeit thun, so achten die Männer nicht darauf; sonst übergeben diese ihre bisherige Frauen dem Liebhaber in Frieden, und nehmen dafür andere aus der Freundschaft derselben, welche Austauschungen in der armen Sprache der Tungusen mit einem besondern Nahmen belegt sind. Wenn die Buräten Näscher bey ih-

ren Weibern antreffen, so prügeln sie dieselben in dem ersten Anfalle von Zorn aus, entlassen sie aber ohne härtere Strafe, wenn sie sich vorher ein Schaf zur Entschädigung ausbedungen haben.

Viele Amerikanische Wilden wissen gar nichts von eigentlichen Ehen, und unter diesen findet eben so wenig Eifersucht, als Ehebruch, oder Strafe des Ehebruchs Statt. Andere hingegen sind so eifersüchtig, daß sie ihre untreuen Weiber entweder tödten, oder ihnen Nasen und Ohren abschneiden, oder ihnen wenigstens das Gesicht durch tiefe Schnitte verunstalten. Das eine oder das andere thun die Wilden in Louisiana, in Florida, die Brasilier, Chilenser und Caraiben, und unter den Wilden auf der Erdenge Darien sollen sogar beyde schuldige Theile mit dem Tode bestraft werden, wenn nicht die Frau schwört, daß sie zum Verbrechen gezwungen worden. Der P. Hennepin wollte bemerkt haben, daß im nördlichen Amerika die südlicher wohnenden Völker eifersüchtiger seyen, als die Bewohner kälterer Gegenden, und daß die erstern in den heftigsten Anwandlungen der Eifersucht sich selbst dann und wann verwundeten, und sogar umbrachten.

Unter den Völkern am Oronoko sind viele, die den Ehebruch an ihren Weibern gar nicht strafen, und an den Ehebrechern sich nur dadurch rächen, daß sie wieder bey ihren Weibern

schlafen. Diese Rache ist am Oronoko so gewöhnlich, daß kein Ehebrecher das Herz hat, sich zu beklagen, wenn ihm jemand Gleiches mit Gleichem vergilt. Ein solches Vergeltungsrecht scheint unter Völkern sehr natürlich, die sich oft auf eine bestimmte Zeit ihre Weiber leihen, und unter welchen nach dem Abschlusse dieser Zeit ein jeder die seinige zurück nimmt.

Unter den Negern wird der Ehebruch an beyden Theilen sehr ungleich, überhaupt aber viel härter, als unter den Sibirischen Heiden und den Amerikanern gestraft. Die Madegassen machen kein Aufsehen über die wahrgenommene Untreue ihrer Weiber, so lange die Verführer sich des Genusses der verbothenen Frucht nur nicht rühmen. In diesem Falle aber tödten sie bisweilen die Ehebrecherinn, und zwingen den Ehebrecher zu einer Entschädigung. Die Loanger verzeihen den Weibern ihre Fehltritte, wenn sie anders ihre Vergehungen aufrichtig bekennen und bereuen; die Ehebrecher aber werden Sclaven der beleidigten Ehemänner, oder sie müssen sich gefallen lassen, daß diese ihnen an ihren Weibern Gleiches mit Gleichem vergelten. Im Königreiche de la Mina müssen Ehebrecher ihr Vergeben durch Geldstrafen büßen, welche sie theils dem Könige, theils dem beleidigten Ehemanne entrichten, und die Ehebrecherinnen selbst müssen vier Pesos zahlen, wenn sie nicht verworfen seyn wollen. Manche

Neger verkaufen untreue Weiber als Sclavinnen, oder strafen gar, wie die Hottentotten, den Ehebruch mit dem Tode. Je vornehmer die beleidigten Personen sind, desto härter ist die Todesstrafe, die an Ehebrechern von beyden Geschlechte vollzogen wird. Die Verführer der Weiber des Königs in Whida werden langsam gebraten, und die Weiber selbst werden durch das Aufgießen von kochendem Wasser zu Tode gemartert. Prinzessinnen können nicht nur aus dem ganzen Volke wählen, welche Männer sie wollen, sondern sie können ihre Ehemänner auch zwingen, sich mit ihnen allein zu begnügen, und wenn die Männer dieß Geboth übertreten, so ist es in ihrer Gewalt, eine solche Untreue mit dem Tode zu strafen, ungeachtet die Prinzessinnen selbst das Recht haben zu leben, wie sie wollen.

Die Bewohner des südlichen Asiens strafen im Ganzen den Ehebruch noch strenger, als die Neger; von einander aber weichen sie am meisten darin ab, daß die Einen den Ehebruch härter am Verführer, andere hingegen an dem schuldigen Weibe strafen. In Sina hat der Mann das Recht, seine ehebrecherische Frau in Gegenwart ihrer Verwandten zu tödten; und in Corea muß sogar der Vater, oder wenn dieser nicht mehr am Leben ist, der älteste Anverwandte die Todesstrafe an der Schuldigen vollziehen. Eben dieses geschieht in dem Königreiche Pa-

tane und den umliegenden Ländern, und zwar von dem Vater oder dem ältesten Anverwandten des Ehebrechers so wohl, als der Ehebrecherinn; doch kann der Schuldige die Todesart wählen. In Tunkin werden vornehme Ehebrecherinnen von Elephanten zertreten, der gemeine Mann läßt sich leicht befriedigen, wenn man ihm nur eine mäßige Entschädigung anbiethet. Als Loubere sich in Siam aufhielt, wurde Eine der Beyschläferinnen des Königs den Tigern vorgeworfen, der Verführer selbst wurde zwar nur nach Asiatischer Art geprügelt, allein diese Geißelung war doch so hart, daß der Schuldige ein halbes Jahr nach empfangener Strafe starb, so sehr sich auch der König, dessen Liebling er gewesen war, bemühete ihm das Leben zu retten. Ueberhaupt werden in Siam, wie in Hindostan, die Verführer königlicher Weiber nicht so hart, als die Weiber selbst bestraft, vielleicht weil man weiß, daß niemand es wagen würde, sich den Beyschläferinnen der Regenten zu nähern, wenn diese nicht die ersten, und zum Entgegenkommen fast zwingenden Schritte thäten. — Auf den Philippinischen Inseln nehmen die gekränkten Ehemänner von den Verführern ihrer Weiber eine Entschädigung an, und wenn diese groß genug ist, so erkennen sie selbst die aus Ehebrüchen erzeugten Kinder für die ihrigen, und lassen sie als ihre eigenen Kinder miterben. — Im Königreiche Laos

und unter den Battas auf Sumatra wird eine untreue Frau durch ihren Fehltritt die Sclavinn ihres Mannes, die er nach Belieben verkaufen kann; Ehebrecher hingegen strafen die Battas mit dem Tode. — Unter den Acheensern auf Sumatra wird ein Ehebrecher dem beleidigten Ehemanne und seinen Verwandten ausgeliefert. Man stellt ihn mit einem Dolche oder Schwerte in der Hand, auf freyem Felde in die Mitte derjenigen, die das ihrer Familie zugefügte Unrecht an ihm rächen wollen. Hier kann er sich vertheidigen, so gut es ihm möglich ist, und er wird sogar frey, wenn es ihm glückt, sich durch den ihn umgebenden Kreis durchzuschlagen. Gemeiniglich aber wird ein solcher Verbrecher schon in Stücken gehauen, bevor er irgend jemand eine beträchtliche Wunde beybringen kann.

Unter den eigentlichen morgenländischen Völkern waren und sind die Strafen des Ehebruches wenigstens eben so hart, als unter den Nationen des südlichen Asiens; doch gibt es auch unter den erstern Beyspiele von unerklärlicher Gelindigkeit gegen die Störer der heiligsten unter allen Verbindungen.

Wie die Morgenländer von dem weiblichen Geschlechte denken, kann man am besten aus einer Stelle in dem Gesetzbuche der Hindus sehen, welches die Engländer gesammelt haben. Ein Weib, heißt es, wird durch Einen Mann

eben so wenig befriedigt, als das Feuer durch das Holz oder die Reiser, die man hinein wirft, oder das Weltmeer durch die Flüsse, welche sich in dasselbe ergießen, oder als der Tod endlich durch die sterbenden Menschen und Thiere gesättiget wird. Weiber haben sechs unterscheidende Eigenschaften: eine unordentliche Begierde nach Schmuck, kostbaren Kleidern, und ausgesuchten Leckereyen; eine unbezähmbare und unersättliche Ueppigkeit; eine Neigung zum heftigsten Zorne; eine Rachbegierde, die niemand ergründen kann; die Verkehrtheit, alles, was andern Menschen gut ist, für etwas Böses zu halten, und endlich einen unüberwindlichen Hang, Böses zu thun; bey welchem letztern Artikel man die übrigen hätte ersparen können. Die Gesetze ermahnen daher die Hindus, sich nie auf Weiber zu verlassen, und sie so strenge als möglich einzuschließen, und vor aller Eigenmacht im Handeln zu bewahren. Eben diese Gesetze unterscheiden mehrere Arten des Ehebruchs. Für Ehebruch erklären sie es schon, wenn eine Frau mit einem andern, als ihrem Ehemanne, sich freundlich unterredet, oder ihm zuwinkt und zulächelt. Strafbarer, als diese erste Art des Ehebruches, ist derjenige, wo eine Frau Blumensträußer; oder Kleinodien, oder Kleider, oder Näscherey annimmt oder erhält. Als die dritte und schlimmste Art des Ehebruches wird diejenige angegeben, die auch unter uns diesen

Nahmen trägt; doch werden zum Beweise dieses Ehebruchs Vertrauchkeiten angenommen, die unter uns zwar äußerst verdächtig machen, aber nicht überführen würden.

Diese verschiedenen Arten des Ehebruchs werden in Hindostan auf die verschiedenste Weise bestraft, je nachdem der Ehebrecher und die Ehebrecherinn von gleicher, oder von ungleichen Kasten sind. Am gelindesten sind die Strafen des Ehebruchs, wenn Männer aus den höhern Kasten, besonders Braminen, Weiber aus den untersten Kasten verführen; denn solche Fehltritte werden nur mit geringen Geldsummen gebüßt. Am härtesten hingegen wird Ehebruch gestraft, wenn ein Weib aus einer höheren Kaste sich mit einem Manne aus einer geringern vergeht. Solche Vertraulichkeiten zwischen Personen von ungleicher Geburt werden mit Verstümmelung des Gesichts, mit Entmannung, oder auch mit den härtesten Todesarten bestraft; doch gibt es Fälle, wo Vornehme ihren untreuen Weibern Verzeihung widerfahren lassen. Auf den Maldiven wird Ehebruch mit Peitschenhieben bestraft, die bisweilen tödtlich werden.

Unter den Juden wurde Ehebruch, d. h. vollzogener Beyschlaf einer Ehefrau mit einem andern, der nicht ihr Mann war, an beyden Theilen mit dem Tode, und zwar mit Steinigung bestraft.

Im Koran bestimmte Mahomet die Strafe des Ehebruchs nicht, sondern er ließ diejenige fortgelten, die zu seiner Zeit nach einer uralten Sitte des Volks eingeführet war, und diese scheint bey einer Freyen in hundert, und bey einer Sclavinn in fünfzig Schlägen bestanden zu haben. Jetzt hingegen wird Ehebruch gemeiniglich an beyden Theilen mit dem Tode bestraft, an der Ehebrecherinn aber wird die Strafe selten oder niemahls von dem Manne, sondern vielmehr von dem Vater oder von den Anverwandten der Frau vollzogen.

Im steinichten Arabien kann der Mann sein untreues Weib zwar geißeln, allein tödten darf er sie nicht, wenn er nicht selbst das Leben verwirken will. Gesetze und Sitten haben unter den Arabern den gerechten Schmerz beleidigter Ehemänner mehr, als unter andern viel weniger eifersüchtigen Völkern eingeschränkt, weil die Araber weniger auf ihre Frauen, als auf ihre Töchter und Anverwandtinnen eifersüchtig sind, und durch den Fehltritt von Ehefrauen die Männer weniger, als die Familie der Ehebrecherinnen beschimpft werden; denn, sagen sie, solche unkeusche Weiber entehren sich selbst, und das Geschlecht, aus dessen Blute sie sind, und welchem sie, so lange sie leben, angehören, da der Mann sie nur verwerfen darf, um von aller Ansteckung des Schimpfes, den sie sich und den ihrigen zugezogen haben, frey zu werden. Ar-

vieux und Niebuhr erzählen schreckliche Geschichten von der Rache, welche Araber an ihren Töchtern und deren Verführern ausgeübt haben; doch scheint es, werden sie von den Drusen noch an Eifersucht und Rachbegierde übertroffen. Auch unter den Türken wird durch die Untreue eines Weibes nicht so wohl der Mann, als die Familie der Ehebrecherinn, am meisten aber derjenige beschimpft, der den Ehevertrag vor dem Cadi geschlossen hat.

Von den übrigen morgenländischen Nationen unterscheiden sich die Mingrelier und Cirkassier in keinem andern Stücke so sehr, als durch den fast gänzlichen Mangel an Eifersucht und durch die Abwesenheit oder Gelindigkeit von Strafen, die sie an Ehebrechern oder Ehebrecherinnen ausüben. Die Männer und Weiber in Mingrelien gestatten sich gegenseitig die uneingeschränkteste Freyheit, und beyde wissen wenig oder gar nichts von Eifersucht. Wenn ein Ehemann sein Weib im Ehebruche ertappt, so kann er den Verführer zwingen, ihm ein Schwein zur Entschädigung zu geben. Gewöhnlich nimmt der beleidigte Theil keine andere Rache, und das Schwein wird von allen dreyen an einem freundschaftlichen Mahle verzehrt. Unter den Cirkassiern sind Weiber um desto geschätzter, je mehr Buhlen sie haben, und nur einige Eifersüchtige strafen die Untreue ihrer

rer Weiber dadurch, daß sie dieselben verlassen, ohne weiter mit ihnen zu reden.

Die weisesten unter allen Strafen des Ehebruchs vollzogen die edlern Europäischen Völker selbst, da sie noch Barbaren waren, und bevor sie das Christenthum angenommen hatten. Unter den alten Deutschen wurde eine Ehebrecherinn als eine Ehrlose ihres Haupthaars und ihrer Kleidung beraubt, im Angesichte der Verwandten von dem beleidigten Ehemanne aus dem Hause getrieben, und durch das ganze Dorf hindurch gepeitscht. Zu Bonifacii, des Apostels der Deutschen Zeiten, zwangen die alten Sachsen ihre ehebrecherischen Weiber oft, sich selbst mit einem Stricke das Leben zu nehmen, und über der Asche der verbrannten Ehebrecherinn henkte man alsdann den Verführer auf. Gewöhnlich aber versammelten sich die Weiber aus dem Dorfe, in welchem die Sünderinn ansässig war, und peitschten diese bis an die Grenze des nächsten Dorfes, wo die Unkeusche auf eine ähnliche Art zerzauset und zerschlagen wurde, bis sie todt oder sterbend zu Boden fiel. Eine den altdeutschen ähnliche Strafe dauerte, wie es scheint, am längsten in Frankreich fort; wenigstens mußten vom dreyzehnten bis in das fünfzehnte Jahrhundert betroffene Ehebrecher und Ehebrecherinnen nackt von einem Ende ihres Wohnortes bis zum andern laufen, um dadurch ihren Mitbürgern und

Mitbürgerinnen ihre verdiente Schande kund zu machen. Im alten Norden strafte man den Ehebruch härter, als im eigentlichen Deutschlande. Der beleidigte Ehemann konnte seine untreue Frau, wenn er sie auf der That ertappte, sammt ihrem Schänder tödten, oder wenn sie vor Gericht überführt wurde, als Sclavinn verkaufen. In Island und Schweden konnte man einen betroffenen Verführer der Frau gleichfalls entweder umbringen, oder entmannen.

Solon erlaubte, einen ertappten Ehebrecher zu erwürgen; Ehebrecherinnen aber, strafte er, wie die alten Deutschen, mit Ehrlosigkeit, und verboth ihnen, mit andern ehrlichen Frauen an öffentlichen Festen zu erscheinen, die Tempel der Götter zu besuchen, oder Schmuck zu tragen. Durch dieses Verboth wurden untreue Weiber wie aus ihrer Vaterstadt verwiesen, oder wenigstens in ihre Gemächer, wie in Gefängnisse eingeschlossen, weil die Athenienserinnen bey einer Strafe von 1000 Drachmen nicht anders, als geschmückt, öffentlich erscheinen durften.

Die Julischen Gesetze in Rom straften den Ehebruch mit Verweisung, der höchsten Strafe, die in den letzten Zeiten der Republik einem freyen Römer, oder einer freyen Römerinn widerfahren konnte. Tiberius schärfte diese Strafe an Ehebrecherinnen durch den gänzlichen Verlust der Güter, und Constantin setzte endlich die Schwertstrafe auf den Ehebruch, wel-

che Strafe nur zu viele Völker angenommen, und zu lange erhalten haben, indem durch ihre übermäßige Schärfe das Verbrechen, wogegen sie gerichtet war, fast straflos, oder der Beweis desselben so erschwert wurde, daß es fast unmöglich war, ihn jemahls auf eine gerichtliche Art zu führen.

Unter den heutigen Nationen Europens ist keine, unter welcher die Sitten den Männern eine so große und schädliche Gewalt in der Untersuchung und Bestrafung des Ehebruchs übergeben hätten, als unter den Portugiesen; wenigstens in West- und Ostindien. In Goa wurde im vorletzten Jahrhunderte kein Ehemann vor Gericht gefordert, wenn er seine Frau des Ehebruchs wegen umgebracht hatte, und auch in Brasilien bekümmerte sich kein Richter darum, daß in der Hauptstadt allein dreyßig Männer ihre Weiber in einem einzigen Jahre wegen wirklicher oder geargwohnter Untreue getödtet hatten.

36.

Feyerlichkeiten, welche bey dem Tode eines Königs von Dahome in Afrika Statt haben.

Man kann nichts Barbarischeres finden, als die Feyerlichkeiten, welche auf den Tod eines Königs von Dahome folgen; abscheulichere Gebräuche kann es unmöglich geben, denn man schauert schon bey der Aufzeichnung derselben.

So bald der Tod eines Königs bekannt gemacht ist, graben acht Männer ein ungefähr 12 Fuß tiefes und 7 Fuß langes Grab, welches das Grab des Wassergottes genannt wird. In demselben wird ein Bette aufgeschlagen, welches mit allem dem ausgeschmückt wird, was der Verstorbene Kostbares hinterlassen hat, und auf dasselbe wird eine mit mehreren Arten von Stoffen umwickelte Puppe gelegt. Auf dieses Gerüste steigen sodann die acht Männer, welche das Grab gegraben haben, und so wie sie hinauf steigen, wird einem nach dem andern der Kopf abgeschlagen, und ihre Körper werden den Raubthieren zur Beute auf dem Felde hinaus geworfen. Dann kommen die Weiber des verstorbenen Königs haufenweise herbey, und wetteifern um die Ehre mit demselben begraben zu werden, um ihn in dem jenseitigen Leben bedienen zu können. Man wählt aber nur 24 der-

lben aus, um dieser Ehre theilhaftig zu wer=
n, und die übrigen wehklagen und schreyen
gen die Ungerechtigkeit, welche sie davon aus=
ılließt.

Um diese unglücklichen Schlachtopfer in ih=
m Irrwahne zu lassen, vergißt man nicht,
ıs Grab des todten Königs mit einer Menge
orallen, mit Branntwein, auch Tabak, Pfei=
ı, bordirten Hüten, goldenen und silbernen
ıbaksbüchsen, und drey Stöcken mit goldenen
ıöpfen und eben so viel mit silbernen zu ver=
ıen. Man empfiehlt ihnen die größte Sorg=
ıt für den König zu tragen, ihn mit Brannt=
ein zu begießen, mit aromatischen Kräutern zu
decken, ihm zu Trinken und zu Rauchen zu ge=
ı, und seinen Körper einen Tag um den an=
n mit Weihrauch zu beräuchern. So wie
se Anrede geendiget ist, drängen sich die Wei=
herbey, und jede will die erste seyn, welche
das Grab hinab steigt. Vorher aber werden
ıen, nach einem barbarischen Gebrauche, mit
er Keule die Beine entzwey geschlagen. So
e sie alle in dem Grabe sind, wird es zugewor=
und mit Erde bedeckt. Fünf Tage lang
rden sodann Kanonen abgeschossen.

Nach Verlauf einer bestimmten Zeit wird
ın erst die große Trauerfeyerlichkeit gehalten,
lche die Commandanten der Europäischen
ederlassungen, so wie die zinsbaren Fürsten,
d die oberen und unteren Befehlshaber bey=

wohnen müssen. Die Europäer sind alsdann genöthiget, Geschenke von Branntwein, Seidenzeug, Hüten und Kauris zu machen, welche letztere die Geldmünze dieses Landes sind. Von den zinsbaren Fürsten muß jeder vier Sclaven von beyden Geschlechtern, einen Ochsen, einen Widder, eine Taube, zwey Enten, ein Pintado=Huhn und 24 Flaschen Palmöhl liefern. Jeder Ober= oder Unterbefehlshaber gibt zwey Sclaven von beyderley Geschlechtern, ein Pferd, einen Ochsen, einen Widder, zwey Tauben, zwölf Pintado=Hühner, zwölf Enten, 200 Kabeschen Kauris, deren jede zehn Französische Livres gilt, ein Stück rothen Seidenzeugs und acht Stück Platillen *). Bald darauf werden Sclaven, Pferde, Ochsen, Widder, Tauben u. s. w. den Manen des verstorbenen Königs geopfert; die Körper werden sodann in das Feld hinaus geworfen, und den Raubthieren Preis gegeben.

Ueberhaupt sehen die Dahomer ihren König für eine verkörperte Gottheit an, und erweisen ihm wirklich göttliche Ehre. Der Ursprung davon soll folgender seyn. Es lebte vormahls unter den Negern ein Betrüger, den man den Großfetischirer oder den großen Wudnus nann-

*) Dieß ist eine sehr dünne gewebte Leinwand, welche aus Holland hierher gebracht wird.

te; dieser Gaukler gab sich für einen Sohn des Himmels und für den Dolmetscher des göttlichen Willens auf der Erde aus, und in dieser Eigenschaft ließ er sich dieselben Ehrenbezeugungen erweisen, welche man sonst nur dem Könige erwies. Dieses empörte den König Ahaldi, welcher mit Widerwillen sah, daß man ihm selbst in seiner Gegenwart königliche Ehre anthat; da er aber wußte, in welchem großen Ansehen der vermeinte Göttersohn bey dem Volke stand, so glaubte er zu sanften Maßregeln seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er suchte also den Gaukler durch Güte dahin zu bringen, daß er auf die Ehrenbezeugungen Verzicht thäte. Der große Wudnus antwortete aber mit Verachtung auf diesen Antrag, und sagte, daß ihm diese Ehrenbezeugungen mit Recht gebührten, indem er der Dolmetscher des göttlichen Willens, und der Austheiler der Gunstbezeugungen der Götter sey, und folglich vor allen andern Menschen verehrt zu werden verdiene; daß so, wie der große Fetischen-Baum zu Klamina, den man göttlich verehret, und wo er seine Götterbefehle einhohlte, über alle andere Bäume erhaben sey, so sey auch er als der große Wudnus und oberster Priester über alle andere Menschen erhaben und selbst über alle Herrscher, welchen alle ihre Macht keine Autorität über ihn gebe, da er vor ihrem Rächerschwerte und ihrem Zorne sicher sey. Diese Rede wurde bald

unter dem Volke bekannt, und veranlaßte, daß das Volk dem Priester noch mehr Ehre erwies, als vorher; man kam von allen Seiten her, ihn zu verehren und zu vergöttern, ohne darauf zu achten, was der König dazu sagen möchte. Dieses Betragen brachte nun den König vollends auf, und zu dem Entschlusse, einen entscheidenden Schritt zu thun. Die beste Gelegenheit dazu gab ihm eine allgemeine Volksversammlung. An dem dazu bestimmten Tage kam das Volk und die Vornehmen auf einer großen Ebene zusammen; der große Wudnus nahm, mit aller Pracht seines Ansehens ausgeschmückt, seine Stelle gerade gegen den König über; dieser richtete nun folgende Worte an ihn: so ist es denn wahr, Großer Wudnus, daß dich die Götter unverwundbar gemacht, der Gewalt aller Menschen entzogen, und Feuer und Waffen für dich unschädlich gemacht haben? — Da nun der freche Betrüger unverschämt genug war, diese Frage zu bejahen, und den König zur Probe aufzufordern, so stand dieser auf, und schlug dem Volksbetrüger mit Einem Säbelhiebe den Kopf ab. Alle Anwesenden waren von Erstaunen und Bestürzung ergriffen, sie warfen sich auf die Kniee nieder und riefen: Du, unser König, bist der Gott aller Götter. Dir allein gebührt göttliche Ehre; Du bist erhaben über alle Herrscher, und uns geziemt es, Dich in Demuth anzubethen; wir

bitten Dich, erhalte und beglücke uns; wir schwören Dir Unterthänigkeit bey diesem abgeschlagenen Kopfe. — Seit dieser Zeit wird der König von Dahome als der größte Gott von seinen Unterthanen angebethet.

37.

Verschmitzheit der Sinesen.

Unter den arglistigsten Nationen im südlichen Asien sind die Sinesen die vorzüglichsten, deren Schlauheit den Europäern bisher durchaus unvermeidlich und unerreichbar war. Nicht bloß die glaubwürdigsten Reisenden, sondern die Lobredner der Sinesen, die Jesuiten bezeugen es, daß kein Europäer sich vor den Betrügereyen dieses verächtlichen, feigen und schwachen Volkes hüthen könne. Wenn Europäer unmittelbar mit den Sinesischen Kaufleuten handeln, so werden sie gewiß betrogen, sie mögen sich hüthen, so sehr sie wollen, und wenn sie einen lange geprüften, oder doch so scheinenden Mäckler wählen, so ist es ein Glück, wenn dieser nicht mit seinen Landsleuten einverstanden ist. Keine andere Nation der Welt sagt Le Comte, weiß die Schwächen und Verlegenheiten anderer, besonders aber von Fremdlingen, so auszuspähen und zu benutzen, als die Sinesen. Wenn sie von jemand irgend eine

Gefälligkeit, oder einen wichtigen Dienst zu erhalten wünschen, so bereiten sie die Erreichung ihrer Absichten Jahre lang vor. Sie schmeicheln sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit in die Gunst solcher Personen ein, erweisen ihnen allerley Dienste, machen ihnen manche kleine Geschenke, ziehen Freunde und Bediente in ihr Interesse, und scheinen um desto uneigennütziger, je weniger sie andern zutrauen, und je mehr sie dieselben zu überlisten suchen. Sie entlehnen also z. B. Anfangs kleine Summen, und bezahlen sie auf den Tag wieder. Sie borgen größere, und erstatten auch diese richtig; und dieß Spiel von anscheinender Ehrlichkeit setzen sie ganze Jahre fort, bis sie ihren sicher gewordenen Wohlthätern diejenige Summe, auf welche sie es angelegt hatten, abgelocket haben, womit sie alsdann auf ein Mahl verschwinden.

Als Gentil le Barbinais mit seinen übrigen Begleitern an dem Sinesischen Ufer landete, merkten es die Kaufleute von Emui bald, daß die Franzosen den Handel mit ihnen noch nicht verstünden, und daß sie so bald als möglich, mit einer vollen Ladung wegzukommen suchten. Die Sinesen hielten daher mit der Ablieferung ihrer Waaren immer zurück, bis die Ungeduld der Europäer den höchsten Grad erreicht hatte. Als dieser Augenblick gekommen war, so brachten sie die rohe Seide, die man nach dem Gewichte gekauft hatte, auf ein

Mahl, und mit einer solchen Unordnung an Bord, daß man sie nicht recht untersuchen konnte. Als aber die Franzosen dennoch entdeckten, daß man die rohe Seide von Nankin angefeuchtet hatte, und den Sinesen darüber die bittersten Vorwürfe machten, antworteten diese ganz ruhig: man möchte also die Seide trocknen lassen; dazu würde höchstens eine Zeit von zwey Monaten erfordert werden. Die Franzosen mußten also außer dem Schaden auch noch den Spott ihrer Betrüger tragen.

Die Sinesen verfälschen alle Waaren, die ihrer Natur nach nur auf irgend eine Art verfälschet werden können, und diese Verfälschungen treiben sie so weit, und bis auf solche Gegenstände, wo es den ausgelerntesten Beutelschneidern in Europa nicht einfallen würde, dergleichen zu versuchen, oder nur zu argwöhnen. Sie machen Schinken aus Holz, und überziehen sie so künstlich mit einer Schweinshaut, daß man es nicht eher, als beym Kochen oder Anschneiden merkt, daß man betrogen worden. Mit gleicher Geschicklichkeit nehmen sie geschlachteten Kapaunen alles Brustfleisch weg, und bedecken die gemachte Oeffnung so behende, daß niemand Betrügerey ahnet. Weil man alles Fleisch, selbst lebendige Thiere, nach dem Gewichte kauft, so stopfen sie Hühnern, Schweinen u. s. w. entweder Sand, oder Eisenfeile ein, um sie schwerer zu machen. Diese ge-

fährliche Operation verrichten sie mit einer solchen Vorsicht, daß die Thiere erst eine, oder einige Stunden, nachdem man sie gekauft hat, an der unnatürlichen Bürde ihrer Mägen umkommen. Dieses ist ein Beweis, wie sehr die Betrügerey der Sinesen ins Kleine geht. Hühner und Schweine können, wenn sie nicht gleich sterben sollen, doch nur eine kleine Quantität von ungenießbaren Dingen aufnehmen, und selbst diese Kleinigkeiten suchen die Sinesen sich bezahlen zu lassen, da das Pfund des theuersten Fleisches in Sina nur drey Französische Sous gilt, oder wenigstens zu Barbinais Zeiten galt.

Als die Franzosen zu ihrer fernern Seereise Geflügel und Schweine einkauften, starben ihnen die meisten Thiere kurz, nachdem sie dieselben in Empfang genommen hatten, entweder, weil man sie auch mit Sand oder Eisenfeile vollgepfropft, oder sonst vergiftet hatte. Die Sinesen, die das Schicksal ihrer Hühner und Schweine vorher sahen, schwärmten um das Schiff herum, um die von den Franzosen über Bord geworfenen Aeser aufzufangen, denn die Sinesen machen sich kein Bedenken daraus, gefallene Thiere zu fressen. Damit also die Betrüger aufhören möchten, ihre bösen Künste zu gebrauchen, oder wenigstens von ihren Betrügereyen keinen weitern Vortheil hätten, so banden die Franzosen allen Thieren, die sie über

Bord warfen, Steine an den Hals, wodurch sie sogleich in den Abgrund hinunter gezogen wurden.

Ein Engländischer Schiffsführer hatte durch seinen Dolmetscher oder Mäckler von einem Sinesischen Kaufmanne eine gewisse Zahl von Ballen Seide gekauft. Als die Waare abgeliefert wurde, war der erste Ballen untadelich; die folgenden enthielten inwendig nichts, als lauter verdorbene, oder verrottete Seide. Als der Engländer über diese Betrügerey in Feuer gerieth, antwortete der Sinesische Kaufmann ganz kalt: schreiben Sie dieses ihrem Mäckler zu, denn dieser hat mir heilig versichert, daß Sie die Ballen nicht öffnen werden.

Die Sinesen betrügen aber nicht bloß, wo sie können, sondern sie sind stolz darauf, wenn sie es unentdeckt thun. Sie schämen sich auch gar nicht, wenn man sie über ihre Spitzbübereyen ertappt, sondern beklagen oder entschuldigen sich nur, daß sie noch nicht erfahrner seyen. Ich bin, sagen sie in solchen Fällen, nur noch ein Neuling, wie sie sehen; sie sind geschickter, als ich; vielleicht werde ich künftig einmahl glücklicher seyn, oder ich werde mich wohl in Acht nehmen, mich wieder an Europäer zu wagen.

Unter einem Volke, unter welchem die ehrlichen Leute, oder wenigstens diejenigen, die es seyn wollen, und am meisten seyn sollten, so fein

sind, unter einem solchen Volke kann man leicht denken, daß die Diebe von Profession Dinge thun, die man anderswo für halbe Wunder erklären würde. Die Sinesischen Diebe durchbohren die dicksten Mauern ohne alles Geräusch, brennen in Thüren Löcher hinein, ohne daß man eine Flamme sieht, dringen in die innersten Gemächer von Häusern, ohne daß man sie wahrnimmt, und tragen alles, selbst die Umhänge und Decken von Betten, worin man schläft, weg, ohne daß man am folgenden Morgen eine andere Spur von Dieben, als eine kleine Oeffnung in der Wand entdeckt. Oft verdingen sie sich als Bediente, oder als Schiffszieher, um ihre Entwürfe desto sicherer ausführen zu können.

38.

Sonderbares Verfahren der Indianer bey Aufführung großer Gebäude.

Die gewöhnlichen Häuser der Indianer sind von Ziegelsteinen, und bey diesen brauchen sie die bekannte Verfahrungsart, sie machen ein Gerüst nach der gewöhnlichen Weise; wenn sie aber Pagoden oder Herbergen von Granit zu bauen, und schwere Lasten in die Höhe zu bringen haben, verfahren sie ganz verschieden. Sie

haben keine Flaschenzüge, keine Winden und Krähne, kurz nichts von den Werkzeugen, die zur Vermehrung der Kräfte beytragen, sie helfen sich aber auf eine sehr sinnreiche Weise. Sie machen den Grund nach der gewöhnlichen Art, und wenn die erste Steinlage auf dem Erdreiche errichtet ist, so häufen sie Erde daneben auf, und treten sie fest, indem sie ihr nach der äußern Seite eine Abdachung geben. Um die zweyte Lage zu machen, rollen sie die Steine auf dieser Abdachung hinauf, und so kommen sie geradesweges an ihre Stelle. Dann tragen sie wieder Erde zu, vermehren die Abdachung, und wiederhohlen dieß bey jeder Schicht bis zum Giebel, so daß, wenn ein solches Gebäude vollendet ist, es völlig vergraben ist, und fast wie ein kleiner Berg, der nach allen Seiten abgedacht ist, aussieht. Wenn alles fertig ist, räumen sie die Erde weg, und das Gebäude steht da.

39.

Tigerjagd in Bengalen.

Der Elephant ist in diesem ganzen Lande sehr gemein. Man richtet ihn zu allem ab, selbst zur Tigerjagd. Es ist gebräuchlich, auf den Sattel dieses Kolosses einen großen Altan, von der Größe eines Kutschenhimmels zu setzen. Man setzt vier oder sechs Personen hinein, die auf einer Leiter, welche man hernach an den Schwanzriemen hängt, hinaufsteigen.

Wenn man den Tiger jagen will, so setzen sich die Jäger in den Altan, und lassen mehrere wohl abgerichtete Hunde voran laufen; der Elephant folgt ihnen, bis daß er selbst den Tiger merkt, und dieß ist gewöhnlich in einer großen Entfernung; denn er hat sehr feine Empfindungen. Sogleich streckt er seinem Rüssel wie einen Schiffsmast in die Luft empor, und scheint sich alle Mühe zu geben, daß sein Feind ihn nicht ergreife. Auf dieses Signal machen sich die Jäger zum Schießen fertig, im Falle es nöthig seyn sollte.

Unterdessen haben die Hunde den Tiger in die Enge getrieben, der, so bald er den Elephanten ansichtig wird, mit aufgesperrten Rachen und ausgestreckter Klaue unbeweglich stehen bleibt, schrecklich heult, und aufmerksam auf alle seine Bewegungen lauert. Dieser nähert sich

sich, bis so weit er mit dem Rüssel reichen kann, den er immer in die Höhe und außer dem Angriffe hält. Sie beobachten sich alle beyde einen Augenblick, und die Jäger benutzen gewöhnlich diese Zeit, um zu schießen. Der Schuß macht, daß der Tiger eine Bewegung macht, worauf der Elephant ihn ergreift, ihn geschickt mit dem Rüssel in die Höhe schleudert, und in dem Augenblicke, wo er zurückfällt, mit dem Fuße auf ihn tritt, daß die Eingeweide ihm gleich zu allen Seiten heraus treten. Jedes Mahl, daß ein Tiger sich an einem bewohnten Orte sehen läßt, wird auf diese Art auf ihm Jagd gemacht, und die Jäger laufen so wenig Gefahr dabey, daß sogar oft Damen von dieser Partie sind.

40.

Die bey einigen Völkern gewöhnlichen Verunstaltungen des Mundes.

Die Verunstaltung des Mundes, wodurch einige Völker denselben zu verschönern glauben, besteht in der Erweiterung, oder in der Vervielfältigung desselben. Die Erweiterung der Mundesöffnung findet allein bey den Bocues in der Gegend von Buenos Ayres Statt, welche ihren Kindern das Maul bis an beyde Ohren aufschneiden. Aber die Vervielfältigung des Mundes trifft man unter den Bewohnern des

südlichen Amerika, und dann der Inseln an, die im östlichen Ocean zwischen Sibirien und der Küste von Amerika liegen.

Die östlichen Insulaner machen gewöhnlich in die Unterlippe gegen die beyden Winkel des Mundes hin zwey tiefe Einschnitte, durch welche sie, besonders bey feyerlichen Gelegenheiten zwey gekrümmte und geschliffene Wallroßzähne stecken, die auf den Gaumen ruhen, und mehrere Zoll lang sind. Die eitelsten unter diesen Insulanern machen in der Mitte der Unterlippe noch einen dritten Einschnitt, in welchem sie ein gefärbtes Steinchen tragen. Eben diese Verzierungen lieben auch die Bewohner der Inseln, die zwischen dem nordwestlichen Amerika und dem nordöstlichen Vorgebirge Asiens, dem Tschuktskoi-Noß liegen. Diese unnatürlichen Verunstaltungen geben den genannten Völkern nie ein scheußlicheres Ansehen, als wenn sie rohes und blutiges Fleisch essen, denn alsdann bringt oft das Blut aus dem Fleische, das sie verzehren, zu den verschiedenen Oeffnungen ihrer künstlichen Mäuler heraus.

Allen Caraiben auf dem festen Lande so wohl, als auf den Inseln ist es gemein, daß sie sich entweder durch einen tiefen Schnitt in die Lippe, oder das Kinn, der mit dem Munde parallel läuft, eine zweytes Maul erkünsteln, oder daß sie auch in der Unterlippe Oeffnungen machen, worin sie ihre so genannten Caracolis

stecken. Diese Caracolis sind Halbmonden von verschiedener Größe, die, wie man glaubt, aus einem Gemische von Gold, Silber und Kupfer verfertiget werden. Solcher Caracolis tragen die Caraiben zwey in den Ohren, die etwa dritte-halb Zoll lang sind, einen dritten im Nasenknorpel, einen vierten in der Oeffnung der Unterlippe, und einen fünften, der an einem Bande um den Hals befestiget ist, auf der Brust. Der Halbmond in der Lippe ist um ein Drittel größer, als die in den Ohren, und fällt also zur Hälfte über das Kinn hinab. Die Bewohner der Insel St. André gleichen den Caraiben darin, daß sie den Kindern Löcher durch die Unterlippe bohren, und daß sie dieselben vom vierzehnten Jahre an meistens Stücke von Schildkrötenschalen tragen lassen, wovon das eine Ende über das Kinn herab hängt, das andere aber zwischen der Lippe und den Zähnen gehalten wird. So beschwerlich dieser Zierath auch ist, so legen sie ihn doch nicht anders, als die Nacht über ab.

Außer den Caraiben zerschneiden oder durchbohren sich noch die Lippen die Majurunas in der Provinz Maynas, viele Wilden in Paraguay, und die Tapujas in Brasilien. Die erstern machen nicht bloß einen Einschnitt in die Unterlippe, sondern einen Kranz von Oeffnungen um den ganzen Mund, oder um beyde Lippen herum; und in diese Oeffnungen stecken sie,

wenn sie in den Krieg ziehen, oder an festlichen Zusammenkünften, zwey Zoll lange Hölzer, die also gleichsam eine Palissade oder ein Stackenwerk um den Mund ausmachen. Viele Wilde in Paraguay durchbohren den Kindern die Lippe mit einem glühenden Eisen, oder mit einem spitzigen Rohre, und durch diese Oeffnung lassen sie einen spannlangen Cylinder von Metall, oder von Gummi, oder von Knochen bis auf die Brust herab hängen. Dieser Zierath hat in den Augen dieser Völker einen so hohen Werth, daß sich nur allein die Männer damit schmücken dürfen. Die Tapujas in Brasilien endlich füllen die Löcher in der Unterlippe entweder mit einem Stückchen Holz, oder auch mit einem farbigen Steine aus. Statt dieses Zierathes tragen die Gamellas in Brasilien beständig eine nicht kleine Schüssel im Munde, wodurch der Mund so ausgedehnt wird, daß, wenn sie das Schüsselchen heraus nehmen, die Unterlippe so tief herunter fällt, daß sie weder bequem essen, noch trinken können.

Mit dieser letzten Verunstaltung kann man nur zwey andere vergleichen, wovon die eine den Caraibinnen, und die andere gewissen Negern eigen ist. Die Weiber unter den Caraiben umwinden die Beine ihrer Töchter von der Geburt an so wohl unter dem Knie, als über den Knöcheln so fest mit unverwüstlichen Bändern,

daß die umwundenen Theile nicht wachsen, oder sich nicht ausdehnen können. Alle nährende Säfte also strömen den kleinen Streifen der Beine zu, die nicht umwunden sind, und an diesen Streifen tritt die Wade wie ein ungeheurer und gleichsam abgeschnittener Geschwulst heraus, worin sie eine große Schönheit setzen. — Nicht weniger stolz sind die Ibi, ein Negervolk in Afrika, auf ein Unterscheidungszeichen, welches nur den Vornehmen allein erlaubt ist. Diese lassen sich nähmlich einen Zoll breiten Streifen Haut von einem Ohr bis zum andern abziehen, und zwar so, daß die Augenbraunen mit weggenommen werden.



